NR. 6 1914

Die weissen Blätter

Eine Monatsschrift

FEBRUAR

Jnhalt:

A. Kolb, Besuch bei Duchesne / Walther Krug, Zur Chronik der Zeit / Robert Walser, Sieben Stücke / R. Gournai, Der Deutsche Kaiser / Max Scheler, Der Bourgeois / Friedrich Alfred Schmid Noerr, Paestum / Martin Buber, Ereignisse und Begegnungen / Kurt Wolfenstein, Aufwachen / Gustav Meyrink, Der Golem

Leipzig / Verlag der weissen Bücher

DIE WEISSEN BLÄTTER

SECHSTES HEFT ERSTER JAHRGANG FEBRUAR 1914

INHALT:

Seite

A. Kolb: Besuch bei Duchesne 527
Walther Krug: Zur Chronik der Zeit 543
Robert Walser: Sieben Stücke 555
R. Gournai: Der Deutsche Kaiser 565
Max Scheler: Der Bourgeois 580
Friedrich Alfred Schmid Noerr: Paestum 603
Martin Buber: Ereignisse und Begegnungen 615
Kurt Wolfenstein: Aufwachen 621
Gustav Meyrink: Der Golem 622
Feststellungen .. .. ⟨auf gelbem Papier⟩ 113—124

Egmont Seyerlen, Die Schmerzliche Scham. Die Geschichte eines Knaben / Jean Pauls Persönlichkeit, zeitgenössische Berichte, herausgegeben von E. Behrend / Ernst Stadler, Der Aufbruch / Charles Louis Philippe, Gesammelte Werke / Die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon / La Poésie Française du Moyen-Age / Hans Brandenburg, Der moderne Tanz / K. F. Flögel, Geschichte des Groteskkomischen / Fritz Mauthner, Beiträge zu einer Kritik der Sprache / Jakob Baron von Uexkull: Bausteine zu einer biologischen Weltanschauung / Möhler, Symbolik / Die Denkwürdigkeiten des Kardinals von Retz.

Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann die Redaktion keine Garantie übernehmen.

Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten.

BEZUGSBEDINGUNGEN:

Einzelne Hefte M 2.—, vierteljährlich M 5.—, halbjährlich M 10.—, jährlich M 18.— Bei allen Buchhandlungen erhältlich.

COPYRIGHT 1914 BY VERLAG DER WEISSEN BÜCHER · LEIPZIG

DIE WEISSEN BLÄTTER
EINE MONATSSCHRIFT
ERSTER JAHRGANG

NR. 6 FEBRUAR 1914

BESUCH BEI DUCHESNE

I.

SEIT ich über die heilige Katharina und die heilige Walburga schrieb, sind nur wenige Jahre verflossen und doch ist es schon nicht mehr dieselbe Zeit. Jetzt erst realisiere ich, wie reizvoll es war, religiösen Problemen nachzuhängen, während sie so ziemlich niemand interessierten. Ich sage dies nicht aus Hochmut. Es sind Beleuchtungsfragen, und jeder kennt ja ihren Belang. Wir wissen, daß eine zu offene Helle die Dinge schlagen und ihrer Intimität berauben kann, wie sehr dagegen jenes andere gehemmte und entkräftete Licht alles verstärkt und verdeutlicht, was es bestrahlt, — Mitsommer vielleicht, während das voll entfaltete Laub regungslos unter dem bedeckten Himmel hängt.

Eine frühe, noch ungewohnte Christenheit sah alles so grell, daß sie verwirrten Sinnes die Geschichte ihres Kultus wob. Aber seit Dezennien, ja seit Jahrhunderten schon hat sich ein stetig wachsender Indifferentismus wie Wolkenbänke aufgeschichtet. Die Dinge der Religion ließ man links liegen, hörte auf, sich zu ereifern. Immer weiter glitten sie wie Abgeschiedene von uns weg, und immer weniger »gehörten sie her«.

Merkwürdigerweise gärte dabei das christliche Agens wie ein Sauerteig in unserer entfrommten Welt unbeschadet weiter, fand andere Ventile, pflanzte sich in unserer Philantropie wie zu einem blühenden Stabe auf und modifizierte von Grund auf unsere Kriegsführung und unsere Sitten. Es war erstaunlich zu sehen, wie gut gerade der Katholizismus es vertrug, daß man ihn in Ruhe ließ, und abgewandten Sinnes lieber fliegen, forschen und entdecken lernte. Ja, es schien, als

atme er indessen von den Strapazen unserer tausendjährigen Mißverständnisse aus, sachte begann er schon der bitteren, unleidlichen Rinde sich zu entziehen, in die Menschenhände ihn verbaut hatten, glitt einer neuen Kurve zu und evoluierte wie ein Planet. Ja, man kann sagen: seine Idee evoluierte in dem Maße, als seine Dogmen an Presenz und Deutlichkeit verloren. Nichts gleicht ja so vollkommen einer Kugel als diese Idee. Und so drehte sie sich nur um ihre Achse, als sie, ohne doch von uns abzurücken, wie der Neumond unserem Gesichtskreis entschwand . . . Aber leider sind wir daran, ihn auf seiner Bahn noch einmal störend aufzuhalten. Aus der Penombra unserer Gleichgültigkeit soll er noch einmal vorschnell ans Licht, und wenn nicht alles trügt, so kommt wahrhaftigen Gottes der Katholizismus jetzt in Mode.

Auf irgend einen Umschwung mußte man ja gefaßt sein. Mit der Liebe als »Topik« ist es bekanntlich vorbei, sie muß sich erst von der Publizität erholen, die wir ihr ein Jahrzehnt lang angedeihen ließen, so daß wir eine Zeitlang lieber nichts mehr von ihr hören. Wer hinzukommt, wie ein Rad ausläuft, der harrt der neuen Schwingung: so sind heute die Unerfahrensten blasiert. Und daran ist ja nichts auszusetzen. Wohl aber, daß man darauf verfiel, nunmehr das Religiöse gewissermaßen als Novität auf seine Zugkraft hin zu erproben! Auch der laueste Katholik sieht heute entsetzt eine Menge Leute deutlich Miene machen, den Katholizismus zu »entdecken«. Nicht als ausübende Katholiken versteht sich, nur als imaginäre, die allen Ernstes glauben, aus Sport, und wie man Wagnerianer und später Antiwagnerianer war, so könne man auch katholisch sein. Ein grotesker Wahn, wenn man bedenkt, daß der Begriff Amateur-Katholik so wenig wie der des Amateur-Soldaten existiert. Und zöge einer in Helmbusch und Epauletten einher, und würfe sich gar in eine Generalsuniform, weil sie ihm so gut gefällt, so hätte er doch erst recht mit militärischen Dingen nichts zu schaffen, es sei denn, daß er dem Stande beitritt und sich dem Drill unterzieht. So frägt der Katholizismus nicht nach Velleitäten, er frägt nicht, wer für den Pomp seiner Zeremonien und Gewänder, auch nicht, wer für den suggestiven Zauber des Meßopfers schwärmt, sondern er frägt nur, wer eingeht durch das kaudinische Joch, das

bis auf weiteres den einzigen Zugang bildet zu einer ehrwürdigen und wetterfesten, aber der Umgestaltung so dringend benötigenden Feste, daß nur mehr die ganz Einfältigen, die freiwillig Gedankenlosen oder Leute von sehr merkwürdiger Abstraktionsfähigkeit ihre Besatzung bilden. Und er fordert von diesen wenigen, daß sie es über sich bringen, die wankende Burg um ihres ewigen Grundrisses willen nicht zu verlassen. Er fordert, daß sie, wenn auch ohne Illusion und des Einsturzes gewärtig, den täglich unleidlicheren Verhältnissen sich fügen. Er frägt nicht, welche Grimassen sie dabei schneiden. Es genügt ihm, daß sie nicht ausziehen. Denn er bedarf ihrer als Pfeiler für den kommenden Umbau.

In Rom, bei einem Kardinal, der ein sehr heiliges Leben führte, war eines Tages im engsten Zirkel von der letzten Papstwahl die Rede, und auch von den politischen Intrigen, die damals in allen Kanzleien so üppig und offenkundig in Blüte kamen, daß am Tage der Entscheidung einer der Botschafter mit der Prognose: »Ce sera un petit pape« — im Gegensatz zu Leo XIII. — unumwunden herausrücken durfte. Der Neffe des Kardinals wagte zu bemerken, daß sich der hl. Geist während dieses letzten Konklaves sehr passiv verhalten habe. »Et vous croyez«, sagte der Kardinal, nicht etwa ironisch, sondern mit der Fassung und erfahrenen Gelassenheit des Veteranen: »Et vous croyez que dans cent ans nous aurons encore ces chinoiseries-là?« Mögen manche Katholiken ungläubig die Köpfe schütteln, mögen sie den Neokatholiken unbegreiflich dünken: dies waren seine Worte. Und hier möchte ich etwas über Konvertiten einschalten, was nur scheinbar nicht hierher gehört.

Zwischen ihnen und den angestammten Katholiken herrscht so oft eine merkwürdige Fremdheit, als wären sie gar keine richtigen Glaubensgenossen. Der alte Bau, der für uns die edle Patina der Jahrhunderte trägt, steht wie frisch getüncht und so hart und plötzlich — und so neuartig vor ihren Augen. Nichts von seinen Herrlichkeiten ist ihnen noch geläufig. Als nouveaus riches sind sie über Nacht zu dem gelangt, was den Erbangesessenen selbstverständlicher Besitz ist, und dies je inniger sie sich damit verwachsen wissen. Daher nichts vornehmeres, aber auch nichts selteneres als ein Konvertit dem man's nicht anmerkt.

In richtiger Distanz zu dem ewig fluktuierenden Katholizismus zu bleiben, ist ja eine so schwere und immerwährende Aufgabe, daß eine ganze Anzahl Katholiken, und gerade die sympathische Sorte, da sie sich nicht lossagen wollen, lieber Scheuklappen anlegen, als über ein so gefährliches und verwirrendes Thema nachdenken. Und ich begreife sie sehr wohl. Seinem Geiste nach ist der Katholizismus etwas in seiner Vollgültigkeit wirklich zu insgeheimes und zu irisierendes. Für die Armen da, gewiß, aber wie ein König für die Armen da ist, so ist er in seinem unantastbaren Adel denen sogleich entzogen, die in ihn hinein geheimnissen oder ihm mit Anachronismen zu nahe treten. Denn er kennt kein Zurück, und durchschrittene Bahnen umkreist er kein zweites Mal. O wüßte Claudel, wie weit dieser Geist seiner versteinerten Muse entschwebt ist, wie wenig ihr erledigtes Mittelalter den Unaufhaltsamen betrifft!

Wenn mir vorhin die Konvertiten einfielen, so geschah es, weil mir bei der Äußerung des Kardinals, die ich zitierte, unwillkürlich ihre erschrockenen Mienen vorschwebten. Der junge Diakon hingegen, an den sich die Worte richteten, vernahm sie mit einem beschaulichen Lächeln. Er sollte sich bald darauf durch einen zu fürwitzigen Modernismus seinem Seminar mißliebig machen, auch sollte ihm — gerade nach Torschluß — dünken, daß er für die Aviatik oder die Armee — er stammte aus einer französischen Offiziersfamilie — prädestinierter gewesen wäre, als für den Priesterstand, den er offenbar ein wenig vorschnell erwählt hatte. In dieser Verfassung kam er nach München und besuchte mich hin und wieder. Bei seinem skeptischen Naturell konnte von einem Glauben, der »Berge versetzt«, nicht die Rede sein. Intelligent und rege, aber der Wissenschaft, der Technik zugewandt und ohne jede Einstellung für das Religiöse, läßt sich denken, wie ihm heutzutage in seinem Stande zumute sein mußte. Seine Ironie war zu wenig gespielt, sein Achselzucken zu vielsagend, seine Munterkeit zu sehr die eines gefangenen Eichhorns, kurz, sein Stichwort war die Qual, — man brauchte es gar nicht lange zu suchen.

Eines Tages erschien er plötzlich zu ungewohnter Stunde, sich zu verabschieden. Es habe sich eine Vikarstelle für ihn geboten, ob er die annähme, wisse er noch nicht, und er zuckte die Achseln, doch jedenfalls kehre er nach Frankreich zurück.

Die Fenster standen groß offen und es war ein Frühlingstag, daß ihn die Gestorbenen unter ihren Erdhügeln spüren mußten. Als eine verwegene Negation des Todes rauschte er mit allen Schauern herein, sein Licht hing sich wie ein Lockruf an den blassen und eleganten Abbé und hob mit so weher Schärfe die Tragik seines Daseins hervor, daß ich aufatmete, als er wieder ging. Doch gleich darauf hielt ich es selber im Hause nicht mehr aus. Draußen, unter freiem Himmel, angesichts der Straßen, der blühenden Anlagen, da gab es die vieljährigen Bäume, die oft erstorbenen und nun wieder ergrünten, und Menschen aller Art, erst da ließ sich das Schicksal des jungen Abbés wieder einreihen und erdrückte nicht mehr. Da erst konnte man sich ein Herz fassen, kalte Dinge in den Tag hineinzudenken.

Zwei Jahre waren vergangen, als ich ihn unvermutet wieder traf. Er hatte sich in einem Lyzeum ganz der Erziehung junger Knaben gewidmet, seine Hoffnungslosigkeit schien glücklich eingedämmt, ich fand ihn »zusammengerissen« und gefestigt, ohne daß er doch im Stillen von seiner Skepsis das geringste eingebüßt hatte, er zuckte die Achseln womöglich noch höher als zuvor, und nie war Einer seines Zeichens der Dogmen so ungewiß.

»Warum gehen Sie nicht weg?« fragte ich starr.

»O nein,« sagte er sehr ernst, »es ist keine Sache, die man desertiert.« Dabei kam ein so anderer Ausdruck in sein Gesicht, daß ich vor Ehrfurcht erschrak, und ich begriff, daß eine Weihe wie die, welche er empfangen hatte, dem Flüchtling zum Brandmal werden müßte. Ja, für den Augenblick wollte mir alles andere gering scheinen im Vergleich zu dem Leben dieses im eigenen Lager mißkreditierten und verdächtigten Abbés, der mit so großer Selbstverleugnung auf seinem Posten blieb. Weil hinter diesem Katholizismus, dem wir doch sonst lieber heute als morgen davonliefen, das Rätsel steht, das wie eine noch ungehobene Monstranz weit hinaus über unser Dasein schimmert. Weil hier ein Seiendes inmitten der ewig zusammenstürzenden Gestalten seinen Bann ausstrahlt.

Wird mich der Leser verstehen, wenn ich ihm das Bild nenne, das da plötzlich vor mir aufstieg? Ein kleiner Reitertroß, welcher dem vorsichtig nachziehenden Heere voransprengt, verwehrte Grenz-

linien erkundend, ohne Deckung, verfallen, namenlos, und dennoch vom Sturm seiner Gesinnung sich zu opfern hingerissen, weil dort einige Helden liegen müssen, wo die kommenden Vielen freien Durchzug über neue Brücken finden sollen. Und auch jene Kundschafter schwebten mir vor, die sich als erste in die mörderische Luft erhoben, um sie für andere zu besiegen. Von dem mystischen Generalissimus aber, der heute eine solche verschwindend kleine Schar durch seinen Geist beseelt und vielleicht ohne es zu wissen, auf ihren gefährlichen Vorposten zurückhält, von Duchesne will ich nun sprechen.

II.

Ich wäre glücklich, wenn es mir gelänge, das Bild des Mannes zu umreißen, der sich aus dem unmöglichen Kompromiß zwischen Skepsis und Gläubigkeit seine gedankliche Würde und Unabhängigkeit rettete, und — klug wie eine Schlange — die Desinvoltura seines Geistes bis in ihre kleinsten, spöttischesten Züge vorbehielt, während er sich doch als ein Gebundener aller Waffen begab, — der heute mit einer Selbstverleugnung ohnegleichen als Trumpf einer Partei steht, die nur darauf sinnt ihn auszustoßen, während er durch sein geistiges Prestige ihre Wagschale hält, — der über die obskuren Tage, durch welche sich der Katholizismus durchringen muß, wie ein blühender Ast hinausreicht, und dessen Schatten so beseelt eine Schwelle überhängt, die er nicht beschreiten wird. Es gibt heute auf der Welt keine stolzere Gestalt, und keine, die so einsam steht, wie Duchesne. Nicht mit den Unbedachten und den Fanatikern, die blindlings ein zerfallendes Gemäuer verteidigen, sondern weil er dessen unerschütterliche Basis ergründete, nur deshalb verharrt er standhaften Fußes inmitten des immer hastigeren Gerölles. Gar manche Werte, als unvergängliche ausgegeben, wird es ja als vergangene vor sich hintreiben. Aber keine Kunst wird es dann sein und keines Scharfblickes wird es mehr bedürfen, sich zu einem Katholizismus zu bekennen, von dem die düstere, unziemliche und abgenützte Wörtlichkeit sich endlich löste!

Ich war zum erstenmal nach Rom gekommen und wußte noch

nichts von Duchesne, als mich eines Tages Barrère auf die Gäste aufmerksam machte, die er für den Abend erwartete: er hob den soeben zum Monseigneur ernannten Abbé Duchesne vor allen anderen hervor und bestimmte mich in seiner impulsiven und gütigen Art zu seiner Nachbarin. Nun war ich aber noch übertrieben jung, wenn man so sagen darf und eine viel zu unwichtige Person, um von dem neuen Würdenträger geführt zu werden. Man beförderte mich also an seine Linke. Es war alles was sich machen ließ. Zu seiner Rechten saß — zart und pariserisch — die sehr reizvolle junge Gattin eines französischen Deputierten. Sie verstand es sogleich, sich mit einer huldigenden kleinen Phrase Duchesne zuzuwenden, und ich beneidete sie um ihre Sicherheit, erschrak jedoch, als sie ihn dann fast unverweilt auf religiöse Themen hin unternahm. Allein sie trug sich als strenggläubige Katholikin und ohne Furcht. Leo XIII., obwohl schon ein Sterbender, hatte sie noch empfangen, und ihr seinen Segen gewährt . . . sie war so glücklich . . . dieser unvergeßliche Eindruck . . . »Und werden Sie sich einige Zeit in Rom aufhalten?« fragte Duchesne. »Ach nein, leider nicht.« Sie müsse wegen der ersten Kommunion ihres ältesten Kindes zurück.

»Schade«, sagte er.

Es entstand eine kleine Pause, man reichte ihr eben den Fisch, aber dann erklärte sie eifrig, sie wolle jedenfalls den Ablaß gewinnen, bevor sie Rom verließ. Hatte Monseigneur ihn schon gewonnen? »Non,« gab er zur Antwort, »j'attends qu'il y ait un rabais.« Und ohne aufzusehen, ließ er ihr ruhig Zeit sich zu sammeln. Ihr Gatte fing die bestürzte, fast hilfesuchende Miene nicht auf, mit der sie über den Tisch zu ihm hinsah, indes ich mich schnell zurücklehnte, um Duchesne mit einem unauffälligen Blick zu überfliegen. Mein Herz tat einen großen Ruck und stand horchend still. O diese hohe wie in kühner Abwehr geschwungene Braue! dies aufblitzende, bedrohliche Feuer des Auges! und welcher Ernst hinter dieser grimmigen Maske! Jene unverbriefte augenblickliche Sicherheit, zu der eine intuitive Erkenntnis hinreißen kann, trug mich da, — des Pfeils nicht achtend, wo er lag — schnurgerade zu dessen Ausgangspunkt hin. Nein, bei Burgunder und Salmi gab dieser Mann nichts zum Besten von dem, was der Brennpunkt seines Lebens war. Be-

dachte sie es nicht und zog sie keine Schlüsse, die anmutige Frau, die sich die Dinge zugute hielt, deren letzte Konsequenzen er trug? Sein zierlicher violetter Mantel, als seidenes Nichts über den Sessel zurückgeschlagen, hing er ihm nicht wie mit eisernen Schließen am Halse an? und entnahm sie nichts der so wenig klerikalen, der so priesterlichen Prägung dieser tragisch in sich gekehrten Züge? —

Ach! so neu war dies! wie wenn Berge zurücktretend ein Tal einlassen. Ich war so entzückt, daß sich mir alles festlich erhöhte: das Silberzeug wie neu gehäuft, als spende es seine Pracht zum ersten Male, und auch die Blumen!

Aber leider ist hier zu viel von mir selbst die Rede, denn ich muß zur Erklärung manches einschalten, so wenig es sonst hergehört. Mit sechs Jahren steckte ich schon in einem Kloster, das ich erst mit zwölf, beflügelten Schrittes, auf immer verließ. Der Begriff und das Hochgefühl, ja die Würde der Freiheit bestand für mich darin, daß ich nunmehr mit Klosterfrauen, spitzenbesetzten Heiligenbildern auf Tortenpapier und den frommen, aber so faden Öldrucken, vor welchen es in keinem Saale, keinem Korridor, keinem Vorplatz ein Entrinnen gab, auf immer außer Kontakt treten durfte. Dies hatte der furchtbare Klosterjargon bewirkt, in dem das Erhabene und Unbegreifliche, als wäre es so gegenständlich wie Reis oder Kaffee, ohne Unterlaß hereingezogen wurde. Kein Anlaß war zu gering, um uns von Gott zu sprechen. Schneller als man glaubt hat aber die geheimnislose Aufmachung des Geheimnisvollen das religiöse Bewußtsein eines Kindes zerstört und es wendet sich so bald als möglich von einer Sache ab, die man ihm mit beschämend albernen Reminiszenzen behing. Ich war mit so mächtigen Aversionen aus meinem Kloster ausgetreten, daß ich mich fortan allen religiösen Erörterungen und dem Umgang kirchlicher Personen mit anstößiger Deutlichkeit entzog und meiner Abneigung für sie auch dann, ja dann erst recht mit wahrem Behagen treu blieb, als ich angefangen hatte, dem Problem des Katholizismus still für mich allein mit gespanntem, ja leidenschaftlichem Interesse nachzuhängen.

Und nun zurück zu jener Tafel: aber ich glaube, es werden einige schon begriffen haben, warum da mein Herz so plötzlich aufschlug und zu jubilieren anfing, und warum es da wie eine

Lerche immer wieder zum blauen Ziel emporstieg und sich nicht halten ließ.

Tags darauf bestürmte ich Barrère, mir zu einer Unterredung unter vier Augen mit Duchesne zu verhelfen. Ihnen kann er's nicht verweigern, und mich machen Sie für den Rest meiner Tage glücklich, beteuerte ich.

Aber Barrère ließ sich durch meine melodramatische Geste nicht beirren. Er dachte nicht, was ein jeder an seiner Stelle gedacht hätte: die Kleine wird mich blamieren, wenn ich ihr willfahre. Er zögerte nur einen Augenblick lang, dann schickte er eine Zeile zu Duchesne hinauf: dieser wohnte nämlich im selben Hause, wenn auch nach einer anderen Himmelsrichtung und fast eine Viertel Meile Weges entfernt. Denn das Dach des Palais Farnese ist weitläufig wie ein Stadtviertel und birgt einen ganzen Komplex verschiedenster Wohnungen. Es hat sogar seine Slums sozusagen, unkontrollierbare Schlupfwinkel, aus welchen allerlei lichtscheues Volk sich nicht mehr vertreiben läßt.

Duchesne schickte den Boten mit der Antwort zurück, daß er mich am folgenden Morgen empfangen könne. Als Leiter des Archäologischen Institutes hatte er eine hochgelegene, aber stattliche Flucht von Zimmern inne. Beklommen erstieg ich die vielen Stufen und begriff den Ansturm nicht mehr, der mich mit solcher Macht zu diesem Schritt getrieben hatte: er erschien mir plötzlich so anmaßlich und ungenügend motiviert. Worüber hatte ich mich nur gestern so aufgeregt? Wegen des Kleides, nicht wahr, das ich mir von Hause nachschicken ließ und dessen Überhang man vergaß, so daß ich es nicht tragen konnte. Lag mir denn auch wirklich so übermenschlich viel an solchen Fragen? welchen Fragen? . . . ich wußte auf der Welt nicht mehr, was ich Duchesne sagen wollte, und angsterfüllt zog ich die Klingel.

Der Diener verneigte sich stumm, zum Zeichen, daß ich erwartet sei, und aus dem Halbdunkel trat eine Katze hervor, die sich ohne Zögern meiner annahm und mir voranschritt. Zwar hätte nichts farbloser sein können als Duchesnes Empfang. Mir jedoch, da ich vor ihm stand, verscholl alles Alltägliche, und alles Zufällige stürzte mir zusammen wie Kulissen, die aus dem Wege müssen, und mein

wahres Leben umgab mich wie ein Paradies. Kindheit und Jugend von mir fortgeweht und selbst die Jahre, die noch vor mir lagen, im voraus abgesponnen, gehörten mir nicht mehr an, keine Zeit, nur diese eine denkwürdige Stunde, kaum ein Geschöpf, nur ein Gedanke, so stand ich vor ihm, nicht von dem Zimmer wahrnehmend, in dem ich stand, nur den Himmel, der durch die Scheiben sah: rosige Wolkenstreifen über den Janiculus. Es ist Abend, dachte ich.

»Guten Morgen«, sagte Duchesne.

Doch ich blieb unter dem vagen Eindruck eines Abendhimmels und sah so klar, wie ohne diese unverhoffte Begegnung mein Weg sich verengte und ich abstürzte. Aber im magischen Schein dieses sinkenden Tages, der ein aufziehender war, dünkte es mir mit nichten wunderbar, daß der ausgerechnet einzige Mensch auf dieser Erde, vor dem ich mir — wie ich nun einmal beschaffen war — die Bestätigung, das »Geländer« dessen holen würde, was ich mir nun schon lange — Sprosse für Sprosse — trotzig aufbaute, hier vor mir stünde mich zu vernehmen. Die Tatsache war schon vergessen, daß sich mein Leben bisher zu einer Mosaik heftiger, stets unerfüllter Wünsche mit erstaunlichem Tempo zusammensetzte. Stand doch auch mein Umgang mit Menschen damals im Zeichen des erbitterten, weil unstillbaren Wunsches auf einen Stuhl zu steigen, und was ich gerade meinte oder dachte furchtbar hinauszuschreien, um die Nichtachtung zu übertönen, die meine aperçus samt und sonders erfuhren. Die sogenannten reifen Leute pflegen ja den Werdenden jeden Kredit auf eigene Gedanken um so systematischer zu verweigern, je gedankenloser sie selber sind. Und doch trägt Einer seine paar Ideen, wenn überhaupt, schon sehr früh ungeklärt mit sich herum, und sich selbst überlassen kommt vielleicht nichts seiner Bedrängnis gleich.

Aber hier stand der gewaltige Duchesne und ihm bekannte ich da in hastigen Umrissen die ganze Not meiner geistigen Existenz: wie ich auf meiner Flucht von all denjenigen Dingen, die mir so früh verleidet wurden, dem menschlichen Geiste auf allen mir zugänglichen Gebieten, nur nicht den religiösen, nachzuspüren begann, wie aber alle diese der Religion entfremdeten, oder sie ignorierenden,

ja sie scheinbar negierenden Pfade, sich mir zu guter Letzt als Umschreibungen jener selben Mysterien bekundeten, deren Sinn, ja deren Wahrheit mir eine zu unumwundene und plumpe Wörtlichkeit so früh raubte, wieso ich die Leute nicht verstünde, die es sich untersagten, den Dogmen nachzuhängen aus insgeheimer Furcht, sie dann bezweifeln zu müssen, und wie feig, wie träge, wie wenig menschenwürdig mir dies erschiene, um so mehr als sie den spekulativen Gedanken auf das äußerste anzuspornen vermöchten, und es eine Art gab sie zu jagen und zu verfolgen, bis sich ihre Fassetten zu einer vieldeutigen Einheit blitzend zusammenballten, daran sich von neuem Alles erproben, die kühnsten, fürwitzigsten Spiele treiben ließe, die selbst mit dem schwindligen Kosmos bemessen, ihre Schwingung behielt . . . die vielen Wohnungen auch wirklich birgt, von welchen geschrieben steht, und also auch Hürden den Einfältigen gewährt, daß sich der Freie aber nur deshalb zufrieden gibt, weil hier ein Geheimnis hinter dem anderen lauert, und Unerforschliches hinter dem Erforschlichen wie im Sternenraume immer neue Kreise einbezieht. Eine solche Einsicht, meinte ich, in einem Zuge fortredend, hatte so sehr den Charakter des einreißenden Affektes, daß man wohl scheuen könne ihn vor sich selber auszuplaudern . . . . daher das so sehr fakultative dessen, was man Frömmigkeit nennt und für einen Bestandteil des Religiösen hielt, während es ein vielfach sich lösendes Abzeichen sei

Duchesne unterbrach mich mit keinem Wort. Am Fenster stehend, und halb mir zugekehrt, hörte er mich an. Ich meine, wir sind so empfindlich geworden, gerade in solchen Dingen, fuhr ich fort, denn wir neigen so stetig vom Sichtlichen weg! Wem der Katholizismus seit Generationen, wem er sehr tief im Blute sitzt, der scheint heute Nichtkennern unverständlich, fast hostil. Schon fordert er den Altar als Hintergrund für Priestergewande. Mönchstrachten und Klosterschwestern im Straßenbild sind nicht glücklich — — — —

Die Sonne senkte Streifen goldenen Staubes herein. Bald wird sie sinken, dachte ich, und meine Worte fingen an sich zu überstürzen: durch das überdauernde und grenzenlose der Konnexe war eine Sache groß. Alle Künste aber strebten seit vielen tausenden von Jahren an den Schleiern unseres Kultes zu weben und waren von

jeher durch den Pulsschlag oder den Gedanken eminent katholisch. Aber ein so flutendes Meer wurde zum ungespeisten Gewässer verdrängt, das universalste zum einschichtigen, die Sache, deren Schlagwort unbegrenzte Elastizität ist, zur verdrießlichen Enge. So kehrt fast jeder um, wo dennoch ein Weg über jene Himmelsbrücke bis zum alten Hellas hinüberreicht, das sich als gewaltiger Aufruf, als elementarer Auftakt der Messianischen Zeit aus der Versenkung hebt. Und die Gestalt des Erlösers . . . Hier brach ich ab. War es denn nötig etwas hinzuzufügen? Mußte der Mann, zu dem ich mit geweiteten Augen hinübersah, nicht mit einem Blick erraten, wie sich auf dem eingeschlagenen Wege die Prinzipien, die man mir als Gegensätze gelehrt hatte, ins Unabsehbare versöhnten und wie brennend ein solcher Verdacht mich innerlich einschloß und umzüngelte? Vielleicht hatten ihn schon viele geschöpft, ich konnte es nicht wissen, da ich ihn noch von niemand vernommen und zu niemand geäußert hatte. Unter den geistvollen und mir unendlich überlegenen Menschen, die ich schon kannte, war mir doch keiner vorgekommen, dem ich gerade in solchen Dingen die Autorität zugestanden hätte, mir diesen Verdacht zu bestätigen oder zu bestreiten, keiner, dessen Widerspruch mich nicht unbeschreiblich gereizt hätte, um dann anzunehmen, daß ich es besser wüßte . . .

Wozu hatte ich jetzt gesprochen, wenn dieser hier alle diese Dinge nicht erriet?

Monseigneur, schloß ich unvermittelt, täusche ich mich oder habe ich recht?

Und Duchesne antwortete mir ohne zu zögern.

Aber mein Gehirn war plötzlich wie ausgelöscht und leer und ein Büschel Fräsien, deren Duft ich bisher nicht wahrgenommen hatte, ward überwältigend. Ihre archaische Seele ausatmend — diesem ewigen Echo von Hoffnung, Frühling, unglücklicher Liebe — bestimmten sie den Klang dieser Stunde und trugen ihre schwere und doch so beschwingte römische Luft ins Unermessene hin.

Duchesne saß mir jetzt gegenüber und sprach unter anderem von den Katholiken Deutschlands.

»En Allemagne on aurait fait de moi un Döllinger,« sagte er, »ici on m'a fait Monseigneur.«

Und es fiel mir ein, daß Barrère sich fast ein wenig verwundert über die Befriedigung geäußert hatte, welche ihm diese Ernennung bereitete. Ich begriff die Genugtuung so wohl. —

Aber ich fühle, wie ungeduldig der Leser auf mich wird. Duchesnes Antwort ist es, die er wissen möchte, und ich kann sie ihm nicht sagen, denn mein Besuch ist kein Interview gewesen.

Genug, daß dieser wegen seines Liberalismus so viel angefeindete Mann der beißenden Sarkasmen, der bitter-frivolen Witze, sich als ein heiliger Priester entlarvte. Die Entdeckung, obwohl gleich bei der ersten Begegnung so vorschnell geahnt, war so wichtig, daß ich sogleich wußte, bevor ich es erfahren lernte: daß mein Leben, was immer es mir bringen oder verwehren würde, dennoch in dieser Unterredung mit Duchesne seinen eigentlichen Abschnitt fand und in ein vor oder nach ihr zerfiel. Ja ich verließ ihn so ganz von diesem Bewußtsein eingenommen, daß ich wie im Traum die vielen Stufen hinabging, die ich so bang erstiegen hatte. Vor dem kühlen Palast lag jetzt der Campo di Fiore in der Mittagsglut. Wo sich träge und lau, und doch nachhaltig wie ein Lied, sanfte Levkojen häuften, nahm ich meinen Stand, zu glücklich um mich von der Stelle zu rühren. Nichts war ja sinnlos und alles hing zusammen.

Ein paar Tage später traf es sich, daß ich infolge einer Konfusion, in Duchesnes Wagen von einer Gesellschaft mit ihm zurückfuhr. Wir sprachen dabei über das holperige Pflaster, die zunehmende Hitze und die mangelhafte Beleuchtung des nächtlichen Rom.

Als bald darauf bei ihm selbst ein Empfang stattfand, kam ich ihm nicht in die Nähe und als ich mich in der Folge wieder nach Rom begab, suchte ich ihn nicht mehr auf.

Die Jahre verstrichen, ohne daß ich ihn wiedersah. Von dem neuen Kurs begünstigt, hatte einstweilen in den klerikalen Blättern des halben Kontinents jene berühmte Hetzjagd auf ihn eingesetzt, bei welcher er nicht besser als ein Ketzer behandelt und seiner Ernennung zum Mitglied der französischen Akademie mit täglich neuen Insulten entgegengetreten wurde. Ein Buch, das unter Leo XIII. niemand zu rügen wagte, stand plötzlich auf dem Index, und der Augenblick schien endlich gekommen, wo er, der ungerechtfertigten Angriffe müde, durch einen offenen Bruch entgegnen würde. Wenn

die Nichtkatholiken darauf wetteten, so konnten ihn seine feindlichen Glaubensbrüder kaum erwarten. Aber ich wußte zu genau, daß er diesen den Gefallen nicht tun würde, um mich auch nur zu erkundigen, welchen Entschluß er getroffen hatte.

Es wurde Mittsommer über die häßliche Kampagne, ich war gerade in London und wollte nach Deutschland zurück, als ich durch eine Zeitungsnotiz erfuhr, daß Duchesne sich in Paris befand. Plötzlich lebte da übermächtig der Wunsch in mir auf, ihn wiederzusehen. Seine Adresse war schnell ermittelt, ich schrieb ihm, daß ich über Paris führe und fragte an, ob er mich empfangen wolle. Die Antwort war ein kleines Billett, mit sorglicher Angabe der Untergrundbahn und der Stationen, wo ich ein- und umsteigen müsse, um am schnellsten vom rechten Ufer zu ihm hinüberzukommen. Möglichst bald, denn er sei im Begriff in die Bretagne zu fahren! Ich reiste sogleich, war abends in Paris, und kündete mich für den nächsten Morgen bei ihm an. An der Hand seiner Vermerke legte ich, bald über, bald unter der Erde, dem komplizierten Weg zu seiner verlorenen kleinen Sackgasse zurück, in der sich zweistöckige Häuser altmodisch aneinanderreihten. Ich eilte eine Stiege hinauf, trat rasch durch eine Türe — wie damals stand er am Fenster — kein Janiculum mehr — gesenkte Jalousien, um das Sonnenlicht zu dämpfen, wie damals wußte ich nichts von dem Raum um mich her. Ich hatte mich verschleiert, wie man das unwillkürlich tut, wenn man jemand nach acht Jahren wiedersieht, sein verändertes Aussehen aber war es, das ich mit Bestürzung wahrnahm. Nicht, daß er krank oder stark gealtert schien, es war noch das schnell bereite, fast bedrohliche Aufblitzen des Auges, die kühne und gebieterische Abwehr, aber es war auch die Furche des Kummers, etwas so bitteres, ein so wühlender Gram, daß mir — ich muß gestehen — einen Augenblick König Lear durch den Kopf schoß, wie er in seiner Verlassenheit die sturmgepeitschte Natur zum Zeugen erlittenen Unrechts anruft. Es war nur eine andere Zügelung, aber es war dieselbe Gehetztheit.

»Sie wissen,« sagte er, »auf welche Weise man mich zur Strecke zu bringen sucht«.

»Aber so vergebens«, meinte ich achselzuckend.

»Keine Waffe scheint dafür zu schlecht«, und er deutete auf die Blätter und Zeitschriften, die ihm offenbar soeben zugekommen waren. Vor ihm lag eine Revue aufgeschlagen.

»Ist Ihnen das schon bekannt?« fragte er, und er nannte die Beschuldigungen, die in heuchlerischen und perfiden Protesten gegen ihn erhoben wurden.

»Warum in aller Welt lesen Sie dieses Zeug«, rief ich und starrte ihn verwundert hinter den verschnörkelten Gittern meines Schleiers an. Aber er machte kein Hehl daraus, wie sehr es ihm zu Herzen ging. Ich war aufgesprungen.

»Monseigneur«, rief ich, »Sie müssen doch wissen, daß Sie der Halt einer verstreuten kleinen Gemeinde sind, die einfach durch die Tatsache, daß Sie da sind, lediglich durch den Eindruck Ihrer Existenz beherrscht, verankert, durch Sie allein gehalten ist.«

»Es freut mich«, sagte er, doch ohne daß seine Züge sich erhellten. »Aber sehen Sie — es können doch auch Rechtdenkende an mir irre werden, wenn sie alle diese Schmähungen lesen.« Und er deutete wieder auf die Blätter hin.

»Das ist mir zu viel Bescheidenheit«, gestand ich.

Wir sprachen dann von anderen Dingen, aber auch sonst war eine Unfreude und Entmutigung an ihm, die ich nicht kannte.

Brütend lag die Straße vor mir, als ich wieder aus dem Hause trat, aber ich ging zu Fuß meinen langen flimmernden Weg.

Ist uns nicht, als wollten wir immerzu gehen, ungestört unser Lebtag lang, wenn infolge eines starken Kontaktes ein geistiger Pendel in uns schwingt? Es kann sein, daß dann unsere Füße ganz mechanisch einsetzen, nicht wahr, oder wie eingewurzelt stehen. Zwar hatte ich Duchesne gegenüber die richtige Note wohl nicht getroffen. Schnell fertig hatte ich unüberlegt geglaubt, er würde sich mit ein paar schlechten Witzen und einem ironischen Achselzucken über den obskuren Tumult hinwegsetzen, der ihn verfolgte, und während er meinen Besuch als eine Sympathiekundgebung erwartete, hatte ich ihm nur Lebhaftigkeit bezeigt. Es war gewiß schade, dennoch konnte mich das Bedauern darüber nur flüchtig stören. So leicht wog da alles Persönliche! So unnachhaltig erwies es sich!

Ich erinnere mich keines heißeren Tages wie jenes 14. Juli in Paris.

Die Häuser waren beflaggt, aber die Straßen schienen zu trauern, da keine Fahne sich regte. Erst nachts, als ich zur Bahn fuhr, belebte sich das Bild. Singendes Volk schwärmte durch die Straßen, und alle Leierkästen der Stadt orgelten durch die Luft. Ein Mädchen tanzte, hoch erhobenen Kopfes, unter dem dunklen Himmel, von gaffenden Zuschauern umringt.

Doch welch barscher Novemberwind wirbelte die Blätter von der feuchten Erde auf, als ich wiederkam! Alles Laub dahingerafft und schon vergessen. Aber ich will nur den einen Moment herausgreifen, da ich im Flur von Professor Bergsons Hause der Ausgangstüre zuschritt und er mich geleitete. Ich weiß nicht wie es kam, daß vor seiner offenen Schwelle und dem niedrigen Himmel, der seinen erstorbenen und verwehten Garten überhing, Duchesnes Name zwischen uns fiel, und wir seiner einzigartigen Stellung in der geistigen Welt gedachten. Und Bergson sprach von dem Katholizismus im Lichte dieses größten Katholiken, der, so klug, so wohl beraten und durch den Irrtum anderer gewitzigt, lautlos jenen treibenden und lang ersehnten Schritt voranging, der den Schismatikern mißlang.

So klar entstand jetzt zwischen uns sein undeutliches, von den Nebeln des Tages verhülltes Bild, als sei er schon entseelt und als hätte sich sein Schatten zu uns gesellt. Bergson drückte die Klinke wieder zu. Wir mußten lächeln. So ohnmächtig also verhielt sich hier der Tod, so wenig würde es für ihn zu holen geben, wenn er da rufen würde! — — —

Annette Kolb.

ZUR CHRONIK DER ZEIT

STADT UND LAND

DER Städter ist ein ärgerlicher Mensch. Entweder schlendert er nachlässig durch die Straßen oder er zeigt eine Eile, die an Schlangen erinnert: entweder ist er unendlich geschäftig oder gleichgültig und gönnerhaft, wie wenn ihn nichts betreffe. Sein Wesen ist Eleganz, modische Kleidung, verbindliche Bewegungen. Sein Gespräch kurz, telegraphisch oder liebenswürdig glatt. Diese Städter sehen sich nicht nur in den Kleidern ähnlich, die die Männer aus London und die Frauen, mondänenhaft ohne Ausnahme, aus Paris beziehen, sondern auch in den Bewegungen, ja Gesichtern. Sie sind modisch und sozusagen charakterlos. Die Mode ist ja ein Wechsel in der Uniform. Diese Städter tragen keine Kleider sondern Uniformen.

Auch die Stadt trägt eine Uniform. Die Stadt früherer Zeiten war keine Stadt in unserm Sinn. Sie war etwas eng begrenztes, in sich Abgeschlossenes, mit engen Beziehungen von Nachbar zu Nachbar, von Viertel zu Viertel. Daher das Stadtbild und seine Kennzeichen: Krumme Gassen, hohe Giebel, Buntes und Mannigfaltiges. Unsere Stadt dagegen ist nichts Abgeschlossenes, sondern etwas Aufgeschlossenes, frei daliegendes, mit Verkehr übers Land und übers Ausland. Kein nachbarlicher Verkehr, keine Bekanntschaft von Viertel zu Viertel. Fremde bewegen sich schnell durch Straßen, die gerade sind, damit die Schnelligkeit befördert wird. Und eine namenlose äußere Gleichheit erleichtert dem einzelnen das äußere Leben, das er selbst nun nicht mehr zu gestalten braucht. Auch die Stadt trägt Uniform. Die Häuser gleichen einander, die Straßen und Plätze gleichen einander. Und kommt man in die nächste Stadt, so erlebt man nur eine Wiederholung.

Wo solche Uniform vorhanden ist, wie sollte da das Innere anders sein! Man hat etwas Glattes, Handliches nötig, um der Schnelligkeit des Lebens gewachsen zu sein. So innerlich wie äußerlich. Das Glatte, Handliche ist längst gefunden. Es ist auch hier die Eleganz. Auch innerlich sind diese Städter nur elegant. Das heißt: sie haben gewisse verbindliche, den Nachbar möglichst schonende, nämlich liberale Gedanken. Sie empfinden mit einem gewissen, niemand verpflichtenden, glatten Gefühl, das sich aus Sentimentalität, Sinnlichkeit und ein wenig Musik zusammensetzt. Im übrigen ist man kühl und verpflichtet sich nicht. Erscheinungen, die darüber hinausgehen, staunt man an wie merkwürdige Tiere. Die Kunst ist zwar in Mode, aber als Gegenstand intellektueller Betrachtung. Als Sache des Herzens wird sie belächelt. Das heiße Herz stellt bloß. So findet man in diesen Städten entweder glatte oder, wie sie sagen, interessante Kunst. Desgleichen Literatur und Musik. Namentlich aber das »Interessante« ist bevorzugt. Man versteht darunter eine gewisse Neuigkeit der Problemstellung, der Aufmachung, Reichtum an »geistreichen« Wendungen und dergleichen Dinge mehr, die den kurzen Verstand als neu reizen. Während der andere Verstand weiß, daß alle diese »interessanten Details« aus zweiter Hand sind und nur dazu dienen, über den Mangel an Gestalt hinweg zu täuschen. Weiß, daß vor allen andern Künsten eine »interessante« Musik das Komischste und Tollste ist, was einem unterkommen kann.

Da man nun, wenn man nicht auf Kopf und Hand gefallen ist, alles lernen kann, nur nicht die Kunst des heißen Herzens, so sind denn Tausende von Buchschreibern, Bildermalern, Holz-, Stein- und Erzhauern, Erbauern und Musikanten am Werk, auf eine »interessante« Art Buchstaben, Farben, Hölzer, Steine, Metalle und Noten zu häufen und damit ein kaufmännisches Geschäft zu betreiben.

Der Kaufmann überhaupt ist das Zeichen dieser Stadt. Nach und nach dringt sein Kalkül in alle Kreise. Selbst der Beamte mit allen seinen zugeknöpften Taschen erschließt sich ihm. Die kühle, gelassene, mit Geld und Geldeswert rechnende Art, nicht verpflichtet durch eine Idee des Kopfes oder Herzens, das ist die Art, die als Ideal dem Städter vorgaukelt. Das ist sein Heiligtum.

Was ist da natürlicher, als daß Geld und äußerliche Güter lächer-

lich überschätzt werden? Daher denn auch bei denen, die nicht soviel haben, die Sucht, zu tun, als ob sie soviel haben. Die Lust am Schein. Man muß reich sein oder reich scheinen. Ein Drittes gibt es nicht. Und der Luxus, von Jahr zu Jahr gestiegen zu ekelerregender Höhe, reizt zur Luxusimitation. Da sieht man prächtig Gekleidete: zu Hause aber hocken sie schäbig in Winkeln und durch die Gassen irrt frierend der Geist. Da sieht man auch solche, die ängstlich sind, nicht »vornehm« zu erscheinen. Sie sind ja keine Bürger mehr und müssen Herren von Adel sein. Sie verrufen die bürgerliche Kost und alle 14 Tage kommen sie zum Sekt zusammen. Ihre Dichter, mit dem Einglas spielend, skandieren nach Geschäftsschluß die Verse großer Welt. Und Augen, ach so trostlose Augen, stieren auf lauter Verödetes. Snob ist nicht Berlin-West, Snob ist diese Erdkugel, die doch immer noch Gott in Händen hält.

Geht auf dieser Erde nun einer aus und sucht und findet wirklich noch eine einfache Frau, die da spricht, da ihr Sohn sich einen Namen gemacht hat: »wenn es nur auch recht ist, was er schreibt!« — da wird es Licht um den, der gesucht hat. Wenn es nur auch recht ist, was sie denken, reden und handeln! Aber wer von diesen Städtern fragt danach! Und fragt nicht vielmehr: wenn was wir tun und reden nur modisch ist! Ihr alle, Ihr guten Idealisten, die Ihr von den Errungenschaften dieser Jahre redet, von dem Streben nach Einfachheit und Schlichtheit, Klarheit und Echtheit, nach Natürlichkeit und Anschluß an die Tradition, auf Gebieten, auf welchen es auch sei, die Ihr etwa hinweist auf Ausgaben alter Schriften und Denkmäler jeder Art, wie sie wieder gemacht und gekauft werden, auf Gestaltungen vieler Kreise, die das Verlangen deutlich werden lassen, an Vergangenes wieder anzuknüpfen, — Ihr alle lauft in den Wolken spazieren. Der Sport ist Mode, die Natur ist Mode, die Kunst ist Mode, die Literatur ist Mode. Es gibt gar nichts, das nicht, kaum geboren, zur Mode würde. Es liegen auf den Tischen der Reichen die teuren Bücher, weils Mode ist. Es liegen aber auch auf den Tischen der Armen die billigen Bücher, weils Mode ist. Diese Stadt und ihre Kultur, so sehr sie nach der Einfachheit der Natur strebt, so sehr ist sie nur bequem und glatt, nur gefällig und geleckt.

Und nun zu sehen, wie dieser Städter ansteckend wirkt, wie er

das Land betört, daß es ihn nachäfft, so gut es kann, wie der ganze geleckte, platte und hartherzige Kram hinaustransportiert und mitten auf den Wiesen aufgestellt wird, in den fernsten Winkeln, auf den höchsten Bergen, wie die ganze Welt mit der Bronze der Eleganz überzogen wird! Die Eleganz aber schlägt nach innen wie ein Gift und macht das Blut des Herzens kalt und gerinnen. Ein Tummelplatz arbeitender und nicht arbeitender Elegants: das wird die Welt werden, wenn der Städter sie besiegt haben wird.

Indessen, ich preise den Bauer nicht. Der zu preisende Bauer, das ist ein Thema von ehemals. Es gibt keine Bauern mehr. Man wird sie vergebens suchen. Die Stadtseuche hat sie alle vertilgt. Selbst dort sind sie gestorben, wo die Stadt fern lag, im Schwarzwald, in der Schweiz. Nur noch Mischlinge gibt es, Zwitter von Stadt und Land. Und diese sind schlimmer als alles andere. Denn sie haben zwar das Hohle, Kalte, Anmaßende des Städters, aber nicht, was Liebenswürdiges an ihm war. Wenn's hochkommt, ist der Schweizer Wirt, der Schwarzwälder Handelsmann.

Wo ist das, was den Bauer festband an die Erde, den Boden? Ihm die Gestalt dessen gab, das aus dem Boden gekommen ist, verwachsen mit Wald, Baum, Feld und Matte, stehend gegen den Horizont gleich Pflanzen und Tieren ‹und so, wie man, tiefen Sinnes voll, von Menschen nur noch Irre stehen sieht›? So steht der Bauer nicht mehr da. Er hat ja schon die Unsicherheit des Städters, der, wenn er »draußen« ist, nicht mehr weiß, wie er seine Gliedmaßen gebrauchen, wie er die Hände regen und die Füße stellen soll. So schon ist der Bauer.

Wie sollte es auch anders sein! Seine Gedanken sind ja beim Geld, beim Handel. Was ist der Wald ihm? Futter für eine Papierfabrik. Das Feld? Ein Bauplatz. Sein Haus? Eine Wohnung für Fremde. Die Fabriken fressen Löcher in seine Äcker und Wiesen, in seine Berge und Forsten. Ja, sie fressen seine Heimat an und verzehren sie wie eine scheußliche Krankheit, wie ein zehrendes Gift. Es gibt Gegenden in Deutschland, wo die Werkstätten der Industrie mit der grandiosen Kraft des Symbols als Geschwüre am Körper der Natur dem Auge sich darbieten. Der Bauer aber sieht es und sieht es nicht. Er kennt seine Welt nicht mehr, er kennt die Stimme

des Waldes nicht mehr, das Rauschen der Felder nicht mehr. Sonst müßte er ja inne werden, was Unheimliches hier geschieht. Er wird es aber nicht inne.

Er kann es auch nicht mehr inne werden. Außer in der Mode, die freilich kommen wird oder schon da ist. Aber dann hat es ja keinen Sinn. — Sind Köpfe nicht Zeichen der Kraft? Wie wenig Bauernköpfe sieht man noch! Wie soll da Bauernart wieder zu Kräften kommen! Trifft man in deutschen Städten noch Köpfe von 1500? Sie sind alle abgestorben. Und da sie abgestorben waren, konnte die Stadt werden. Dem Schädel des deutschen Bauern aber ist die Stadt schon eingeschrieben. Auch dort, wo weder Stadt noch Fabrik ihn je gesehen hat. Der Bauer hört und liest und spricht davon und das merkt man ihm an. Seine Züge beginnen schon zu verlaufen wie die jener Bauern, die abends aus der Fabrik heimhasten, um schnell noch das Feld zu bestellen. Man hat diesen Typus gepriesen. Man hat gesagt, er stelle den glücklichen Mittelweg, ja geradezu den Ausweg dar. Er habe das Verdienst der Stadt und auch den Segen des Landes. Aber immer noch gilt, daß niemand zween Herren dienen kann. Und immer noch rächt sich furchtbar solcher Dienst. Diese Fabrik- oder Stadtbauern sind arm, verhetzte Zwitter, Taumelnde zwischen Stadt und Land, krank an übergroßem Verbrauch des Körpers und ganz wirbelig in Herz und Hirn. Ihre Gesichter sind blaß und ihre Züge welk und abgespannt. Nur die Hände noch scheinen die alten. Und wenn die Väter es noch tragen, die Söhne tragen es nicht mehr und die Enkel werden als Kinder sterben, wenn man sie nicht vollends zu Städtern macht. Es gibt keine Mittelwege, es gibt nur Entweder — Oder. Es gibt nur Stadt oder Land, kein Stadt-Land und keine Landstadt. — Komm Stadt und unterjoche dein Land. Mache aus Wiesen und Äckern Fabriken und Kiesgruben. Überziehe die Häuser und Straßen mit deinem Glanz und spritze in die Adern das Serum deines Geistes. Und da es schon sein muß, so sei es schnell. Schneide auch unsere fleischernen Herzen heraus und gib uns steinerne dafür. Wir wollen sie tragen, gekleidet, wie die letzte Mode es befiehlt.

DER BALLETTMEISTER DIESER ZEIT

Welchen Wert man wieder auf den Tanz legt! Es begann mit der Duncan. Aber ihr Grundsatz des Zurückgreifens auf die Echtheit der Antike mußte an dem Mangel musikalischer Befähigung scheitern. Die unzähligen emanzipierten Tänze, die nun folgten, waren, so verschieden sie sich auch orientierten, doch eben nur emanzipiert. Die Russen warfen dagegen die Frage auf, ob nicht etwa bei der Verdammung des traditionellen Balletts Mängel der Technik mit Mängeln des Instituts verwechselt worden seien. Bis endlich die Schule Dalcroze einen gewissen Ausgleich suchte, den Rhythmus mystisch-realistisch deutend.

So war in tausend Mannigfaltigkeiten eine Fertigkeit wieder auferstanden, die vordem nur noch dem Operettenhaften des Daseins zu dienen schien oder doch in tote Formen zu erstarren gedroht hatte. Der Tanz ward ernster Männer wieder würdig, die Hoftheater öffneten wieder ihre Türen und nichts mehr ließ man sich entgehen. Es wurden dazu Bücher geschrieben, es wurden Bilder gemalt und Statuen gemeißelt. Ja auch die deutsche Musik, sonst in hohem Ernste solchem Treiben abhold, machte sich zu Zugeständnissen bereit. Schon in Straußens Zarathustra schielten einige Takte bedenklich nach Wien hinüber. In der Salome wurde eine exotisch-naturalistische Tanzesraserei serviert. Im Rosenkavalier vergessenste Formen bis zum neuesten Wiener Walzer neu hergerichtet.

Die Situation war immerhin kritisch. Die Duncan dachte an eine Rückkehr zur Natur der Kunst aus der Künstlichkeit des Lebens. Dalcroze baute auf der seelisch-leiblichen Mystik des Rhythmischen eine ganze Schule auf. Das russische Ballett konnte als Atavismus aufgefaßt werden. Strauß aber nahm die Aufgabe frisch von außen, von der Seite des Effekts. Ein Walzer wirkt, es lebe der Walzer! Die verrückte Form der Oper wird auch diesen tollsten Naturalismus gestatten. Die Illusion der Bühne wird — so hofft man — nachher schon wieder aufleben. Und der Anachronismus? Er gehört ja in die Rumpelkammer der Natürlichkeit. — Wo aber wollte das alles hinaus?

In dieser Krisis schrieb Max Reger, äußerst beunruhigt, daß er

zu spät komme, eine Ballettsuite für großes Orchester: Entrée, Colombine, Harlequin, Pierrot und Pierrette, Valse d'amour, Finale. Da ihm die Plastik des Dramatischen völlig fehlt, er sich aber gleichwohl auf die Seite der liberalen Natürlichkeit schlagen möchte, bestellt er sich und seinen Hörern eine ideelle Bühne, ein imaginäres Ballett, und verfertigt dazu eine naturalistisch schildernde Musik, — soweit dies im Gebiet des Imaginären möglich ist. In der Valse d'amour zwar fällt die Idee untern Tisch. Die imaginäre Bühne wird zur realen, der Musiker lüpft das Bein und gibt — die Kopie des neuesten Dreivierteltaktes der Wiener Schule. Naturalisten werden das naturalistisch finden. Sonst aber ist der Schein des Imaginären gewahrt: Die Musik will den Vorgang illustrieren, den der Hörer aufgefordert wird, sich selber darzustellen.

Daß sie es nicht kann, hat mit der Richtung nichts zu tun, sondern liegt in der Person Regers begründet, der wie jeder heutige Künstler über seine Grenzen sich von Jahr zu Jahr weniger unterrichtet zeigt. Denn das, was seiner Musik das Fratzenhafte gibt, ist die namenlose Diskrepanz zwischen Wollen und Können, zwischen musikalisch-absoluter, kontrapunktisch gelehrter Veranlagung und der Sucht, Naturalismen nach Strauß, Debussy, Schönberg zur Schau zu tragen. Diese Floskeln sind das Wirkende. Und Reger ist mit der Einverleibung des modernen Barocks so weit gediehen, daß er ganze Sätze aus Floskeln und sentimentalen Phrasen zusammenstückelt. Seine Anlage dringt nur noch im Finale und in der Entrée bis zum Ton durch. Und auch sie zeigt sich verändert. Sie ist noch händelscher geworden als sie schon war, noch gemachter. Wie Entrée und Finale gegen Ende mühselig mit Hilfe des Blechs heraufgetrieben werden, das ist unerhört rohe Mache. Es ist auch völliges Aus-der-Rolle-fallen.

Aus welcher Rolle? Schlimme Frage! Sicherlich aus der Illustration: Das vorgestellte Ballett ist ganz und gar abhanden gekommen. Aber auch aus jeder ideellen. Denn bei solchen Partien denkt man nicht einmal mehr an eine Kategorie des Balletts. An alles andere. Ein Kritiker freilich meinte, es sei wirkliche Fastnachtsmusik. Möglich, daß irgendeine verrückte oder widerlich sinnlich-süße Oboenfigur karnevalistisch wirkt. Damit ist doch aber nicht gesagt . . . Regers

Talent liegt so unbedingt auf dem Gebiet absolutester Musik, daß es durch jede Zweckbestimmung zur Karrikatur werden muß. Es ist, als ob er etwa selbst, der Koloß, im Röckchen auf den Brettern hüpfte. Wie aber, wenn er sich dann plötzlich, so wie er ist, am Klavier niederläßt und händelsch anhebt?

Indessen Reger will, daß man ihn irgendwie mit dem Ballett in Beziehung bringt. Und das ist dann freilich der zweite Punkt des Interesses. Man ist dankbar dafür. Reger hat sich nun gewissermaßen aufgedeckt. Man erfährt nun und hat es schwarz auf weiß vom Urheber selbst, daß diese tiefen und empfindungsreichen Adagios, die wir bisher bewundert haben, nur Duette sind zwischen Pierrot und Pierrette. Daß aller Weltschmerz bei Kolombinen landet. Daß die Gottesnähe des hundertsten Psalms in einer Entrée erscheint, in einem Finale wieder schwindet. Bisher waren da immer noch Zweifel erlaubt. Das Ungesunde, das man spürte, als Sentimentalität, als Sinnlichkeit, als Verweichlichung und gleichzeitige Verrohung, als viehische Kraft und weibische Ohnmacht: Das alles konnte immer noch irgendwie gedeutet werden. Nun wissen wir, daß es haltloser, ohnmächtigster Zynismus ist. Und wenn alle Musik, auch der erhabenste Gesang Beethovens, aus dem Geschlechte kommt, so tritt doch das Geschlecht ins Blut und die Hand schreibt es nieder. Hier aber gibt es keinen Umweg, keinen Geist, keine Seele, kein Herz und kein Hirn. Hier ist ein Mensch so ohne Zentrum, daß alles ganz unmittelbar vor sich geht. Hier schreibt nicht mehr die Hand, sondern . . .

Furchtbarste Verwüstung einer Kunst, wenn selbst absolute Musik zu solchem Ende kommt! Man sitzt da, rot vor Scham, daß in Deutschland solches möglich ist, daß es angenommen und gebilligt — was sage ich? gepriesen wird. Der Anstand verlangt, daß man's in Ruhe anhört. Und man kann das schließlich nur, weil man sich damit tröstet, daß solches Musizieren im Grunde eine völlig belanglose Sache, etwas Gleichgültiges, eine Null ist. Daß immer schon alles Langweilige und Widerwärtige heute in die Mode gekommen und morgen wieder vergessen worden ist. Jemand sagt: »Ich hatte mir das viel schlimmer vorgestellt.« Ein anderer erwidert: »Wäre es doch schlimmer gewesen!« Aber welches Gespräch! Was ist das für

eine Kunst, die dem einen besser als geglaubt, dem andern nicht schlimm genug dahergekommen ist!

Der Harlequin konnte der Heiterkeit nicht entgehen. Die Floskeln wirkten und das Publikum lachte. Doch war die Heiterkeit nicht die über den Harlequin ‹an den gewiß niemand mehr dachte›, sondern darüber, daß ein Musiker schamlos genug ist, solches anzubieten. Instinktiv empfanden die Hörer das Perverse dieser imaginierten Bühne, die immer wieder sich vergißt, dieser schildernden Musik, die immer wieder zum Absoluten strebt, dieser Sprache, deren Geilheit sich immer wieder humorisch maskieren möchte. In der glücklichen Reaktion des Volkes erwiderten sie mit Heiterkeit und streng genommen war Reger damit abgetan und ausgelacht. Das geheime heilige Fluidum hatte von Seele zu Seele gewirkt und wieder einmal war die tiefe Gerechtigkeit des Volksurteils erprobt worden.

Doch wirkungslos verhallte der lachende Spruch in den musikalischen Räumen der Welt. Die Sachverständigen schritten ans Werk, zogen die Fahne des Witzes, Humor genannt, als des Wirkenden unsrer Tage: Das Ballett aus der Ecke des Komischen gesehen, das war Regers musikalischer Blick. Und so ward er ernannt zum Ballettmeister dieser Zeit.

REINHARD WUCHNER

Am zweiundzwanzigsten Januar 19. . schritt Reinhard Wuchner über die Grenzen seines Verstandes. Schon abends hatte er zu Leuten aus dem Dorfe gesagt, heute nacht werde es hell werden, er habe einen rostigen Schlüssel, er müsse den Himmel aufschließen und den Petrus ablösen. Gegen dreiviertel zwölf Uhr bemerkte man in dem Zimmer des Gasthauses, in dem er wohnte, einen Feuerschein. Als man, da die Tür verschlossen war, zum angelehnten Fenster einsteigen wollte, drückte Wuchner das Fenster zu. Nun brach man die Tür auf. Da sah man denn auf dem Nachttisch lichterloh Tücher und Papiere brennen. Wuchner aber stand ruhig davor, und als man ihn mit Gewalt entfernte, sagte er, er habe kein Feuer gesehen, sondern nur die Muttergottes.

Was kettet uns an diesen Vorgang? Ist es die Logik des Fünfzigjährigen, dessen Sinnlichkeit in Trunk, Feuer und Frommsein einen Ausweg sucht? Oder vielmehr der Wahnsinn, der den Geist die Formen dieser Welt nicht mehr finden läßt? Oder etwa gar die Einheit aus beidem, der Charakter der Handlung, die Tat selbst?

Es ist wohl etwas anderes. Denn es kann nicht geleugnet werden, daß ein seltsames Aufmerken sich unserer bemächtigt hat. Man denkt nicht: der arme Kerl! Oder: um Gotteswillen, was hätte da passieren können! Sondern etwa: Welch reicher Mensch in all seiner grenzenlosen Unbedingtheit! Wie arm dagegen wir an das Leben Gebundenen! Wir gehen ein durch die Türen und blicken aus den Fenstern nach dem Mond. Wir hüten das Feuer im Herd und in der Ampel. Wir schauen auf zu den Bildern Petri und Mariä. Er aber läßt die rasende Flamme ihn umhüllen und schließt den Himmel auf und siehe, die Glorie der Muttergottes ist vor ihm. Welch ungeheure Freiheit, Unbedingtheit, Hemmungslosigkeit! Wo ist da Erde und Welt, Zeit und Raum? Entschlossen durchschreitet er die Grenzen und steht leibhaftig vor dem Gotte, von dem wir nicht einmal den Namen wissen. Doch nur entschlossen? Er weiß ja vorher, was geschehen wird, was er tun wird. Wenn aller Kräfte in tiefster Nacht auseinanderliegen, wird das Licht ihn umleuchten, der da wach und rüstig ist.

Eine Ahnung von der Herrlichkeit des Ich, das in den Wahnsinn eingeht: das ist es, was am Beispiel dieses armen Teufels und Narren uns hinreißt, uns Freie jeder Richtung, die wir spüren, wie hier einer einfach das tut, was wir andern tun möchten. Bewegt stehen wir da. Aber dann sehen wir, wie die Geschichte schließlich ausgeht. Wie Wuchner von Gendarmen abgeführt und vor den Richter gestellt wird, wie er hier kleinmütig sich entschuldigt, daß das Feuer an der Kerze sich entzündet habe und daß er's habe brennen lassen, weil es so kalt gewesen sei. Dann wird er ins Irrenhaus gebracht. Das Ideal der äußersten Freiheit ins Narrenhaus! Aber die Klugen haben es ja vorausgewußt. Darum sind sie auch unbewegt geblieben und haben nur bedauert, daß Alkohol und erbliche Anlage den Fall hinreichend erkläre, der im übrigen wieder einmal zeige, welcher Anteil an der Zerrüttung der katholischen Kirche zukomme.

Die Vernunft — das ist das Schlimme an den freien Geistern, die leere Nützlichkeit, deren Hirn noch immer Gedanken ausschwitzt. Diese Herrn, die in ihrer Scheu vor dem Wunderbaren so schön alles beieinander haben und jede Regung des Geistes »auf die natürlichste Art« zu erklären wissen, haben irgendwann einmal einen Altar errichtet, darauf geschrieben steht: »Dem Menschenverstand«. Nun suchen sie ihn und finden ihn doch nicht mehr. Mit all ihren großartigen Werkzeugen geht es ihnen nicht anders als den Tieren, die der Instinkt verläßt, wenn die Umwelt sich ändert, wie den Wespen, die ihre eigenen Larven nicht wiedererkennen, da man den unterirdischen Gang inzwischen verändert hat. Sie finden den Altar zwar noch, aber sie erkennen ihn nicht mehr. Sie begreifen nicht mehr, was das heißt »dem Menschenverstand«, sie rütteln an dem Stein, weil er ihnen den Weg versperrt.

Voll tiefen Sinns. Denn der Menschenverstand ist nicht der, den sie geglaubt haben. Weder scheut er das Wunderbare noch ist er frei nach ihrem Sinn. Sondern, sofern er wahrhaft gesund ist, hat er eine uralte Kraft, zu erkennen das Wahre und das Falsche, das Rechte und das Unrechte, die Kraft, dem Leib zu geben, was des Leibes ist, und dem Geist, was des Geistes ist. Er hat den Geist wieder frei gemacht von der Freiheit der Freien jeder Richtung.

Was ist dem armen Narren denn geschehen? Vielleicht ist sein Geist nicht einmal krank? Vielleicht ist das Geistige immer gesund und vermag gar nicht zu erkranken? Denn auch die denken, die wir geisteskrank nennen, und oft ist die Schärfe ihres Denkens eine solche, daß es uns graut. Aber sie denken wie Träumende. Und da viele Arten von Versen wie die Gedanken Träumender sind, so werden oftmals ihre Gedanken zu Gedichten. Wie wir denn das Zarteste aus Hölderlins Zeit des Irrsinns haben. Sie denken wie die Träumenden und die Dinge erscheinen ihnen schief und fremd und weder fest noch rund. Es schwindelt sie. Und wie ein Wolf überfällt sie das Gedächtnis früherer Zeit und raubt ihnen das Gegenwärtige. Krank ist nicht ihr Geist. Aber ihr Hirn als die Form, durch die der Geist in Zeit und Raum eintritt, als das Werkzeug, das ihm den Weg in unsere Welt bahnt, als das Sieb, das alles zurückhält, was auf dieser Welt nichts nütze ist. Nun hat er kein

Mittel mehr, sich verständlich zu machen. Nun bricht er mit allem durch, was Sieb und Zaun, durchlöchert wie sie sind, nicht halten können: mit der steinschweren Vergangenheit und mit den Fetzen von Gedanken, die sich um Dinge mühen, die wir Irdischen, Leibeigenen nicht wissen. Vielleicht schauen sie Gott. Aber die Trümmer des Bildes müssen wie Fratzen uns erschrecken. Und nur wenn das Sieb des Hirns völlig vernichtet wäre, könnten sie uns sagen, was sie sehen. In diesem heiligen Augenblick aber haben sie keine Form mehr für uns und sterben.

Wo bleibt die katholische Schuld? Sind nicht das Fegefeuer und die Muttergottes und Petrus und der Schlüssel die schwachen Krücken, an denen der arme Narr sich noch vor unsre Tür geschleppt hat? Man sage denn, sie hätten ihn gehindert, Gott zu schauen.

Walther Krug.

SIEBEN STÜCKE

DAS EISENBAHN-ABENTEUER

EINMAL machte ich eine Eisenbahnfahrt, wobei ich ganz allein in einem Wagenabteil saß wie der gedankenreiche Eremit in seiner schweigsamen, weltabgelegenen Klause. Auf irgendeiner Station hielt der Zug an, die Türe wurde mit beamtenhafter Schroffheit aufgerissen, und zu mir hinein in das sonderbare, auf Rädern gestellte Zimmer stieg eine Frau. Es war mir nicht anders, als wenn der Sonnenschein ins nächtlich-schwärzliche Kupé einstiege, so hell mutete mich die liebe frauliche Erscheinung an, die wie auf Besuch zu mir kam. Freundlich sagte sie guten Abend. Wer als ich war glücklicher darüber? Der Zug setzte sich alsbald wieder in Bewegung und hinaus in die Nacht und ins unbekannte Land wurde die Kammer getragen, in welcher nun zwei Personen saßen, die sich gegenseitig freundlich anschauten. Ein Lächeln ergab ein Wort und indeß die Räder fleißig fort und fortrasselten, hatte ich wie ein Schelm und Dieb die passende Gelegenheit wahrgenommen, saß schon an ihrer Seite und legte den Arm um ihre reizende Figur. Emsig arbeiteten die Räder, und Gegenden, die ich nicht kannte, flogen draußen in der stillen Mitternacht an uns beiden glücklichen Leuten vorüber. Emsig arbeitete ich mit meinen Lippen auf den ihrigen, die köstlich waren, wie Lippen eines Kindes. Ein Kuß lockte den andern hervor, ein Kuß folgte auf den andern. Ich ließ mir bei dem süßen Geschäft so recht Zeit, und da wurde ich zum Künstler im Küssen, zum Künstler in der Liebkosung. O wie die Liebe, die Süße lächelte mit dem schönen Mund und mit den schönen dunklen Augen, welche, indem sie in die meinigen schauten, mich küßten. Paradieseslüsternheit lag auf ihren Lippen und Paradieseslust glänzte ihr aus den Augen. Ich unterdessen hatte es so recht schön gelernt, wie man es anstellen

muß, um dem Kuß den höchsten Reiz abzugewinnen und ihm die tiefste Wonne mitzugeben. Unter unserem lusterfüllten Liebesgemach rasselten immerfort die Räder und der Zug sauste durch die Länder und wir zwei hielten uns umschlungen wie die Seligen in den überirdischen Gefilden, Wange an Wange gedrückt und Körper an Körper, als seien wir vorher zwei verschiedene Gedanken gewesen, doch jetzt nur noch ein einziger. Wie beglückte es mich, daß sich das süße Geschöpf durch das, was ich tat, glücklich fühlte. Ihren wonnigen Liebesdurst zu stillen machte mich zum Glücklichsten der Sterblichen, machte mich zum Gott. Doch jetzt blieb der Eisenbahnzug wieder stehen, die reizendste der Frauen stieg aus, während ich weiterfahren mußte.

DIE STADT

Es war an einem sonnigen Wintertag, als der Reisende mit der Eisenbahn in der Stadt anlangte. Eine einzige zusammenhängende Freundlichkeit war die ganze Welt. Die Häuser waren so hell, und der Himmel war so blau. Zwar war das Essen im Bahnhofsrestaurant herzlich schlecht mit hartem Schafsbraten und lieblosem Gemüse. Aber das Herz des Reisenden war mit einer eigentümlichen Freude erfüllt. Er konnte es sich selber nicht erklären. Die Bahnhofshalle war so groß, so licht, der arme alte Dienstmann, der ihm den Koffer trug, war so dienstfertig mit seinen alten Gliedmaßen und so artig mit seinem alten zerriebenen Gesicht. Alles war schön, alles, alles. Selbst das Geldwechseln am Schalter des Wechselbureaus hatte einen eigenen undefinierbaren Zauber. Der Reisende mußte nur immer über alle die wehmütig-warmen Erscheinungen lächeln, und weil er alles, was er sah, schön fand, fühlte er sich auch wieder von allem angelächelt. Er hatte sein Mittagessen verzehrt, seinen schwarzen Kaffee mit Kirschwasser ausgetrunken und ging jetzt mit eleganten, leichten, scherzenden Schritten, so recht reisendenmäßig, in die wundervolle uralte Stadt hinein, die da blendete im gelblich-hellen Mittagssonnenlicht. Menschen jeglichen Schlages, Mädchen, Knaben und erwachsene Leute gingen eilig an dem Gemächlichen und Vergnüglichen vorüber. Der Reisende konnte sich so recht Zeit nehmen. Die Leute aber mußten an ihre täglichen Arbeitsplätze eilen, daß es nur so an ihm vorüberglitt, wie deutliche

und doch wieder undeutliche und unverständliche Geistererscheinungen. Wie kam dem schauenden und denkenden Fremdling der Anblick des täglichen Lebens so rätselhaft und fremdartig vor. Da kam er über eine hohe, breite, freie Brücke, unter welcher ein großer blauer Strom herrlich-tiefsinnig vorüberfloß. Er stand still, es überwältigte ihn. Zu beiden Seiten des Stromes war die alte Stadt aufgebaut, graziös und kühn. Leichten, milden Schwunges ragten die Dächer in die helle heitere Luft. Es glich einer romantischen Musik, einem unvergänglichen, reizenden Gedicht. Er ging langsamen, sorgfältigen Schrittes weiter. Mit jedem neuen Schritt ward er aufmerksam auf eine neue Schönheit. Alles kam ihm wie altbekannt vor und doch war ihm alles neu. Alles überraschte ihn und indem es das tat, beglückte es ihn. Auf hoher Plattform stand ein uralter wunderbarer Dom, der mit seinem dunkelroten Stein in der blauen Luft stand wie ein Held aus undenklich alten Zeiten. In der Sonne, auf den Fensterbänken lagen wohlig ausgestreckt die Katzen und alte Mütterchen schauten zu den Fenstern hinaus, als seien die alten schönen Zeiten wieder lebendig geworden. O, es war so schön für den Reisenden, daß er in der gassenreichen, halbdunklen, warmen Stadt so angenehm und leicht umherspazieren konnte. Burgen und Kirchen und vornehme Patrizierhäuser wechselten mit dem Marktplatz und mit dem Rathaus ab. Mit einmal stand der Reisende wieder im Freien, dann stand er wieder in einer stillen, feinen Vorstadtstraße, gelblich angehaucht vom süßen, lieben Winterlichte, dann schaute er an einem Wohnhaus hinauf, dann ging er wieder, dann fragte er einen Knaben nach dem Weg. Zuletzt stand er auf einer kleinen anmutigen, von einer Mauer eingefaßten, luftigen Anhöhe und von hier aus konnte er die ganze Stadt so recht überblicken und aus dem befriedigten Herzen grüßen.

DAS VEILCHEN

Es war ein dunkler warmer Märzabend, als ich durch das reizende, gartenreiche Villenviertel ging. Vielerlei Menschenaugen hatten mich schon gestreift. Es war mir, als schauten die Augen mich tiefer und ernster an als sonst und auch ich schaute den vorübergehenden Menschen ernster und länger in die Augen. Vielleicht ist es der beginnende

Frühling mit der wohllüstigen warmen Luft, der in die Augen einen höheren Glanz legt und in die Menschenseelen einen alten und neuen Zauber. Frauen nehmen sich in der Frühlings- und Vorfrühlingsluft mit den weichen Brüsten, die sie tragen und von denen sie gehoben und getragen werden, wunderbar aus. Die Gartenstraße war schwärzlich aber sehr sauber und weich. Es kam mir vor und ich wollte mir einbilden, ich gehe auf einem weichen, kostbaren Teppich. Voll Melodien schien die Atmosphäre. Aus der dunklen geheimnisvollen Gartenerde streckten schon die ersten Blumen ihre blauen und gelben und roten Köpfchen schüchtern hervor. Es duftete und ich wußte nicht recht nach was. Es schwebte ein stilles, angenehmes Fragen durch die süße, dunkle, weiche Luft. Ich ging so, und indem ich ging, schmeichelte sich ein zartes unbestimmtes Glücksgefühl in mein Herz hinein. Mir war zu Mut, als gehe ich durch einen herrlichen, lieben und uralten Park, da kam eine schöne, junge, zarte Frau auf mich zu, violett gekleidet. Anmutig war ihr Gang und edel ihre Haltung, und wie sie näher kam, schaute sie mich mit rehartig-braunen Augen seltsam scheu an. Auch ich schaute sie an und als sie weiter gegangen war, drehte ich mich nach ihr um, denn ich konnte der Lust und dem hinreißenden Verlangen, sie noch einmal, wenn auch nur im Rücken, zu sehen, nicht widerstehen. Wie eine Phantasie-Erscheinung glitt die reizende Gestalt mehr und mehr in die Ferne. Ein Weh durchschnitt mir die Seele. »Warum muß sie davongehen?«, sagte ich mir. Ich schaute ihr nach, bis sie im zunehmenden Abenddunkel verschwand und wie ein süßer, übersüßer Duft verduftete. Da träumte ich vor mich hin, es sei mir ein großes, frauenförmiges Veilchen begegnet mit braunen Augen und das Veilchen sei nun verschwunden. Die Laternen indessen waren schon angezündet und strahlten rötlich-gelb in den blassen Abend. Ich ging in mein Zimmer, zündete die Lampe an, setzte mich an meinen altertümlichen Schreibtisch und versank in Gedanken.

DIE KAPELLE

In der Großstadt, mitten in dem unabsehbaren Meer von gleichförmigen Häusern findet sich in einem finsteren Hof eine Art von Kapelle, in welcher allerlei Leute aus den niederen Ständen zum

freundlichen Gottesdienst zusammenkommen. Auch ich war einmal in der Versammlung. Ein drolliges, munteres Dienstmädchen, dem ich gut war, hatte mich eingeladen, mitzukommen, und ich bereute nicht, daß ich mit ihr gegangen war. Ehrbare Bürger, die mehr an die Hoheit des Geldes als an die Hoheit und Herrlichkeit Gottes glauben, hängen den armen, schlichten Leuten, die in die bescheidenen Versammlungen gehen, gern diesen oder jenen Spottnamen an, und versuchen lächerlich zu machen, was den gläubigen und unschuldigen Seelen heilig ist. Auch ich also ging eines Abends, da schon in den dunklen Straßen die Lichter brannten, zu den Kindern in die Versammlung. Ich will gern die Leute, die noch an einen Gott glauben, Kinder nennen. Kinder sind mitunter geistreicher als die Erwachsenen, und die Unklugen sind mitunter klüger als die Klugen. Gewiß!, es kam auch mich ein Anflug spöttischen Lächelns an, als ich eintrat in das kindlich-fromme Lokal, dessen Wände weiß waren wie die zierlose, schmucklose Unschuld selber. Ich setzte mich jedoch still nieder, und alsbald fingen die Leute, Männer wie Frauen, an zu singen wie aus einem einzigen frohmütigen Munde zum Lobe Gottes. Engel schienen zu singen, nicht schlichte, schlechte Menschen. Von dem süßen jungen, blühenden Glauben getragen, hallte der Gesang, gleich einem feinen Duft, der die Eigenschaft hat, zu tönen, hin und her und verhallte an den Wänden. Ich schaute mit eigentümlichen Empfindungen, ganz bezaubert von den Tönen, zur Decke des Saales hinauf, welche blau war, wie ein milder träumerischer Himmel. Weiße Sterne waren in den hellblauen Grund hineingezeichnet, und die Sterne schienen zu lächeln vom göttlichen Himmel hinab auf die jubilierende Versammlung. Eine heitere Kraft lag in dem Gesang, und der Gesang selber war ein sonderbares, leichtes, liebes Wesen, welches auf geistergleiche Weise lebte. Die, die sangen, schienen sich zu freuen über den Gesang, doch schienen sie nicht zu ahnen, wie die Töne sich von ihnen sonderten und ihr eigenes Leben in der Luft des Saales lebten. Es klang, als werde es geboren und lebe eine kurze Weile und müsse alsdann sterben. Aber es fing von Neuem wieder an zu tönen und sich am sterblich-schönen Dasein zu erfreuen. Ruhig und liebevoll glitzerten und schimmerten die goldenhellen Kerzenlichter hinab in das Singen, das einem Himmel glich an Keusch-

heit und Schönheit, und als sie mit dem Gesang innehielten, mußten sie lächeln, die lieben guten Leute, wie kleine Kinder, die ihre Aufgabe vollendet haben und sich nun darüber freuen. Nach einer Weile war der Gottesdienst beendet, und ebenso still, wie sie die Kapelle aufgesucht hatten, verließen die Leute sie wieder.

DER TÄNZER

Ich sah einst im Theater einen Tänzer, der mir und vielen andern Leuten, die ihn ebenfalls sahen, einen tiefen Eindruck machte. Er verspottete den Boden mit seinen Beinen, so wenig Schwere kannte er und so leicht schritt er dahin. Eine graziöse Musik spielte zu seinem Tanz, und wir alle, die im Theater saßen, dachten darüber nach, was wohl schöner und süßer könne genannt werden, die leichtfertigen lieblichen Töne oder das Spiel von des lieben, schönen Tänzers Beinen. Er hüpfte daher wie ein artiges sprungfertiges, wohlerzogenes Hündchen, welches, indem es übermütig umherspringt, Rührung und Sympathie erweckt. Gleich dem Wiesel im Walde lief er über die Bühne, und wie der ausgelassene Wind tauchte er auf und verschwand er. — Solcherlei Lustigkeit schien keiner von allen denen, die im Theater saßen, je gesehen oder für möglich gehalten zu haben. Der Tanz wirkte wie ein Märchen aus unschuldigen, alten Zeiten, wo die Menschen, mit Kraft und Gesundheit ausgestattet, Kinder waren, die miteinander in königlicher Freiheit spielten. Der Tänzer selber wirkte wie ein Wunderkind aus wunderbaren Sphären. Wie ein Engel flog er durch die Luft, die er mit seiner Schönheit zu versilbern, zu vergolden und zu verherrlichen schien. Es war, als liebe die Luft ihren Liebling, den göttlichen Tänzer. Wenn er aus der Luft niederschwebte, so war es weniger ein Fallen als ein Fliegen, ähnlich wie ein großer Vogel fliegt, der nicht fallen kann, und wenn er den Boden wieder mit seinen leichten Füßen berührte, so setzte er auch sogleich wieder zu neuen kühnen Schritten und Sprüngen an, als sei es ihm unmöglich, je mit Tanzen und Schweben aufzuhören, als wolle, als solle und als müsse er unaufhörlich weitertanzen. Indem er tanzte, machte er den schönsten Eindruck, den ein junger Tänzer zu machen vermag, nämlich den, daß

er glücklich sei im Tanze. Er war selig durch die Ausübung seines Berufes. Hier machte einmal die gewohnte tägliche Arbeit einen Menschen selig — aber es war ja nicht Arbeit, oder aber er bewältigte sie spielend, gleich, als scherze und tändele er mit den Schwierigkeiten, und so, als küsse er die Hindernisse, derart, daß sie ihn lieb gewinnen und ihn wieder küssen mußten. Einem heiteren, über und über in Anmut getauchten Königssohne aus dem goldenen Zeitalter glich er, und alle Sorgen und Bekümmernisse, alle unschönen Gedanken schwanden denen dahin, die ihn anschauten. Ihn anschauen hieß ihn gleich auch schon lieben und verehren und bewundern. Ihn seine Kunst ausüben sehen, hieß für ihn schwärmen. Wer ihn gesehen hatte, träumte und phantasierte noch lang nachher von ihm.

DIE SONATE

Angenehme Wehmut — Schmerz, der den Stolz nicht kränkt. Freude über solcherlei Schmerz. Ein leichter, gefälliger Gram. Selige Erinnerungen. Die Erinnerungen üppig wie eine blühende Wiese. Leises, wehmutreiches Andenken. Jetzt eine Schar von Vorwürfen, die er sich selber macht. Nur die Vorwürfe, die man sich selber macht, sind schöne. Die andern soll man und will man vergessen. Man hat zuletzt niemandem als nur sich selbst Vorwürfe zu machen. O, daß doch alle, alle Menschen nur allein sich selbst und sonst niemandem etwas vorwerfen wollten. Reue? Ja, Reue! Reue ist süß und tönereich. Die Reue ist ein Weltreich, unendlich und unermeßlich an Ausdehnung. Aber die Reue ist etwas Zartes. Kaum vernimmt man sie. Freude über die Reue. Ein edles Herz freut sich über eine edle Empfindung. Dann will ich auch etwas von Hoffnungslosigkeit dabei haben. Engel sind ohne Hoffnung, haben Hoffnung nicht nötig. Hofft ein Engel? Nein. Engel sind über alle, alle Hoffnungen erhaben. Etwas Engelgleiches soll in der Sonate tönen, die ich im Sinne habe. Doch soll auch Hoffnung wieder dazwischen klingen, wie wenn jemand ganz, ganz arm und verlassen ist und dennoch immer, immer wieder hofft, gleichsam wie aus lieber, alter kindlicher Gewohnheit. Jetzt wieder Freude, und zwar Freude über jemandes andern Freude. Reine Kindlichkeit, reines glückliches Mit-

empfinden. Selig sein im Gedanken, daß jemand anders es ist. Ist nicht die Musik selber so? Ist nicht die Musik selber selig, darüber, daß sie Herrlichkeit, Heiterkeit und Seligkeit verbreitet? Dann und so kommt eine unsagbare perlende Verzagtheit. Stilles, süßes Weinen. Auflösung in eine göttlich schöne Schwäche. Ein Weinen über sich selber und über alles was da ist und je da war. Nicht ein Entsetzen, nicht ein Grauen. Die Sonate hier verbietet derlei Heftigkeiten. Sanft wie ein leicht betrübter blauer Himmel will und soll sie tönen. Ihre Farbe ist das matte Edelweiß der Perle, und ihr Ton ist das Entschuldigen. Es gibt keine Schuld, weil es zu viel gibt, es gibt keinen Schmerz, weil er zu groß, zu gewaltig ist für das Verständnis. Weil es zu viel Enttäuschungen gibt, gibt es keine, soll es mit ein — einmal keine geben, keine mehr, keine mehr geben. Ah, dergleichen und ähnliches soll sich in der Sonate, von welcher ich träume, widerspiegeln, und ein junges schönes Mädchen, welches sich mit Leichtigkeit einzubilden vermag, sie sei ein Engel, soll sie spielen. Ein Engel muß die engelgleiche Sonate spielen, und es muß herniedertönen aus dem Himmel des Spieles wie himmlischer Trost, wie himmelreichähnliches Behagen, denn eine reizende Behaglichkeit, eine tiefsinnige Vergnügtheit denke ich dem Werke einzugeben. Schmerz und Freude sind wie Freund und Freundin, die sich umhalsen, umarmen und küssen. Lust und Weh sind wie Bruder und Schwester, die sich geschwisterlich lieben. Das liebliche sonnige Entzücken ist die Braut, und der Kummer, der sich ihr ins Herz schleicht, ist der Bräutigam. Genugtuung und Enttäuschung sind unzertrennlich.

DAS GEBIRGE

Ich mußte mich an die Stille erst gewöhnen, auch an die rauhe Bergluft. Alles atmete Einsamkeit und Reinheit, alles war Ruhe, Stille und Größe. Im Anfang meines Aufenthaltes schneite es noch. Es schneite noch manchmal auf die ausgedehnten Weiden und auf die vielen schönen Tannen herab, aber nach und nach wurde es wärmer. Auch in die Berge kam der süße Knabe Frühling und beglückte das Land mit seinem schönen, glücklichen Lächeln. Die blauen und gelben Blumen sprossen aus der Erde hervor, und der Felsen

bekam ein milderes, weißeres, weicheres Aussehen. Des Nachts hörte ich in all der wundersamen tiefen Stille nur das ruhige leise Plätschern eines Brunnens. Einsam stand im Schwarz der Nacht als noch schwärzerer Fleck das Wirtshaus da. Ein einzelnes Fenster etwa war erleuchtet. Ich las viel. Bei schlechtem Wetter saß ich in der kleinen, heimeligen, reinlichen Stube und beschäftigte mich mit dem Ordnen und Zerlegen von allerlei Gedanken. Ich war ein rechter Müßiggänger. Eine alte ruinenhafte Klosterkirche war in der Nähe. Doch ich schenkte dem Gebäude längst schon keine Aufmerksamkeit mehr. Ich war in der Gegend kein Fremder mehr. Mich lockte es, immer wieder zu den Tannen, diesen Königinnen, zu gehen und bewundernd an ihnen emporzuschauen. Ich staunte immer wieder von Neuem über ihre Zierlichkeit, Pracht und Schönheit, über die Hoheit, deren Abbild sie sind, und über den Edelsinn, den sie verkörpern. Wohin ich schaute, überall waren Tannen, in der Ferne und in der Nähe, unten in der Schlucht und oben auf dem Rücken der Berge. Die Berge wurden immer grüner und schöner, und es war süß für mich, im hellen warmen Sonnenschein über ihre weichen, milden und üppigen Weiden zu gehen, auf denen jetzt die lieben treuen Tiere friedlich und wonnig weideten. Pferde und Kühe standen oder lagen, zu schönen Gruppen vereinigt, unter den prächtigen, langästigen Tannen. Die Blumen dufteten, alles war ein Summen, ein Singen, ein Sinnen und ein Ruhen. Die ganze Bergnatur schien ein glückliches, liebes, fröhliches Kind zu sein, und ich ging jeden Tag, am Vor- oder am Nachmittag, zu diesem Kinde hin und schaute ihm in die glänzend-unschuldigen Augen. Mir war, als werde ich selber dadurch mit jedem Tag schöner. Muß mich nicht die Betrachtung und der sorgfältige Genuß von etwas Edlem und Schönem schön und edel machen? Ich bildete mir solcherlei jedenfalls ein und ging in der Gegend herum wie ein Träumer und Dichter. Die holde Dichterin Natur dichtete immer größere und schönere Gedichte, indem ich so stand oder still davonging, war es mir, als spaziere und lustwandele ich in einem Gedicht, in einem tiefen, sonnenhellen, grünen und goldenen Traum herum, und ich war glücklich. Es war kein Geräusch, das nicht anmutig klang, alles war ein Klingen, ein Tönen, bald ein nahes, bald wieder ein entferntes,

ich konnte nur horchen, es genießen und mit meinem Ohr es trinken. Ein paarmal machte ich weitere Ausflüge, meistens aber blieb ich in inniger sanfter Nähe warm daliegen, bezaubert vom blauen Himmel und gebannt von der himmlisch-schönen, weißen Götterlandschaft, die mich wie mit großen weichen Götterarmen zu sich zog. Alle Begierden, weiter in die lichte Ferne zu wandern, starben an dem Entzücken und am Genuß, die die Nähe mich empfinden ließ mit ihrem beseligenden Tönen. Von allen Weiden tönten die Glocken, die die Tiere am Halse leise schüttelten beim sanften Grasen. Tag und Nacht tönte es und duftete es. Ich habe einen solchen Frieden nie gesehen und ich werde ihn nie wieder so sehen. Eines Tages reiste ich ab. O wie oft, wie oft drehte ich mich beim Weggehen um, damit ich all das Schöne, das ich nun verließ, noch einmal sähe, die heiteren Berge, die lieben roten Dächer zwischen den edlen Tannen, den stolzen Felsen, das ganze reizende Gebirge.

Robert Walser.

DER DEUTSCHE KAISER

DER englische König, exempli causa, ist eine rechtliche Institution der Verfassung Englands, aber wie Institutionen tun, er ist auch eine Gestalt, welche die Persönlichkeiten überdauert, die sich in der Folge der Generationen in ihr gehaben; eine psychische Form ist diese Gestalt, die das jeweilige Psychologische ihrer Inhaber an Wirksamkeit und Dignität übertrifft. Selbst das Genie, das sich ihrer zu bedienen scheint, erhebt sich auf ihrer Grundform.

Während also, um allgemein zu sprechen, das Gesetz der Verfassung das Individuum zu einer Person macht, zum Zaren, zum King, wird es seinerseits wieder übertroffen durch eine plastische Gewalt, welche die Person zur Gestalt macht. Nehmen wir an, daß alle Völker die gleiche Verfassung hätten, ja wir können sogar wirtschaftliche und soziale Verhältnisse als unterscheidende Ursache fortlassen, so wäre noch nicht jene tiefste Quelle geschlossen, aus der der Herrscher der Russen der Russen Vater und Väterchen ist, der King der Gentleman unter den Gentlemen. Nun mag dem König aus dem Staatsrecht sein Dasein als König allein garantiert sein, garantiert ist es ihm nur innerhalb des Gebietes des Ausdrücklichen, während die Fülle seines Daseins nur in der statuarischen Energie jedes Staatenaufbaues sich erhält, welche in der »Gestalt« sich ausprägt.

Die preußische Geschichte hat nicht mit derselben Sicherheit die Figur eines preußischen Königs gegossen, wie die Engländer ihren King über alle Unterschiede hinaus, selbst die des Geschlechtes, ihn bestimmten. Es gelingt uns nicht wie den Engländern, unweigerlich im König zu haben, was wir von ihm erwarten. Wir stellen die Varianten leicht über das Thema, und der so rücksichtslos und einseitig vorgebrochene deutsche Individualismus kennt überhaupt kein

»Thema«, er betrachtet das Einmalige als das Wertvolle, und schon in diesem Sinne das Unerwartete, während aller politischer Aufbau seinen Halt darin findet, das jedem durch sein eigenes Wesen Bekannte zu überhöhen. In dem größeren und vor allem in dem aktivsten Teil Deutschlands gilt als typisch am Individuum das Individuelle, und der Rest lebt heute nur noch von der Negation dazu.

Aus diesem Zustand konnte dem einzelnen Mann, der an der Spitze des Deutschen Reiches steht, kein inspirierender Anhauch werden. Von dem letzten preußischen König, der sein Großvater war, überkam ihm die Haltung des obersten Kriegsherrn, das wurde nun ein wichtiges Inegredienz der kaiserlichen Würde, aber wir werden später sagen, warum kein ausfüllendes. Wilhelm der Erste, durch Kriege und die Reichsbegründung eine historische Größe schon als er den »Charakter-Major« annehmen mußte, überdeckte den Mangel an charakteristischer Ausprägung, den die kaiserliche Würde zeigte. Als sie den jetzigen Kaiser aufnahm, war sie noch durchaus amorph.

Jene »plastische« Funktion des staatlichen Lebens dauert solange, wie der Staat dauert und überdauert ihn, aber die Wege, wie sie ihren Einfluß zu Stande bringt, sind unendlich verschieden, und tragen das Charakteristische ihres Werkes mit sich.

Sie bringen alle eine mehr oder weniger produktive Zumutung an den König, eine Zumutung, welche ihren Druck nur in höchst seltenen Fällen durch formulierte Willensakte zur Geltung bringt, sondern durch bald so, bald so verkleidete Selbstverständlichkeit. Mag sein, daß diese Verkleidung das Agens im Fortschritt des nationalen Schicksals sei, das Schicksal selbst liegt in jener Selbstverständlichkeit.

Und sucht man in Deutschland zu ihr vorzudringen, so scheint sie sich aus der Diskussion über die Haltung herauszuschälen, welche der einzelne in diesem Land zur Person des Kaisers einzunehmen habe. Wie wenig positive, formende Wünsche sind direkt an die Gestalt des deutschen Kaisers laut geworden, aber man führt seine Sache, indem man untereinander die Geste zu ihm kontrolliert, und während die Liberalen den Konservativen ihren »Byzantinismus« vorwerfen, begnügen diese sich, den Liberalen zu sagen, ihre Auffassung vom Kaiser sei ebenso »liberal« wie die vom

König. Man kennt diesen Streit, und wem brächte er noch neues als denen, welche ihn aktiv und berufsmäßig führen? Aber er hat Voraussetzungen, welche im Streit um Aktualitäten wenig beachtet werden, und doch sind diese Voraussetzungen bei aller theoretischen Ferne bindender als man glaubt.

Die »byzantinische« Art wünscht die individuelle Person des Herrschers zu negieren, und daher erscheint diese als das Leben einer wie immer definierten höchsten Macht. Die abstrakte, objektive Maßgabe des Gesetzes als Ganzen tritt nicht mit dem übergangslosen »Sollen« auf, sondern in einem Willen, den man als eine Art Versöhnung auffassen könnte zwischen Vorschrift und Befolgung, als schlüge da der Willen des Gesetzes und das Wollen des Staatsangehörigen und Untertanen im Herrscher zusammen. Jedenfalls ist dieses königliche Dasein das Gesetz in seiner natürlichen Komplexion, ohne jeden Abbruch wie er im bloßen »Sollen« liegt, und das Bedürfnis solcher Komplexion ist historisch so gesichert, so unter allen Umständen gegenwärtig, daß es keines anderen Nachweises für sie bedürfte und ihre theoretische Konstruktion nur dem Nachweis ihrer Teile zu dienen braucht.

Was man nun unter der byzantinischen Haltung des Monarchen versteht, das ist die grundlegende Form der Repräsentation oberster Macht, welche vor allen Dingen Unabhängigkeit von der Exekutive und den Wechselfällen der Machtausübung bedeutet, ohne sie praktisch auszuschließen, denn streng genommen ist der entlegenste Akt der Etikette noch Exekutive. Im Interesse der Darstellung letzter Macht liegt es jedenfalls, die Absorption des Individuums von seiner Stellung zu prästieren, denn die äußerste und lediglich übergeordnete Macht bekäme etwas temporäres, von Erfolg und Mißerfolg abhängiges, anzuerkennendes und bestreitbares, wenn ihr Inhaber seine Haltung aus ihrer Anwendung bezöge. Vielmehr läßt sich die Konstanz und Unangreifbarkeit der höchsten Macht und ihrer Bedeutungen nur durch die Gesten der Unbewegtheit, psychologischer Unerreichbarkeit darstellen, und dem entspricht das Individuum in seinen Formen der Ehrerbietung.

Was nun Unterschiede in der Grundhaltung eines Herrschers macht, ist die Vielfältigkeit der Bedeutungen, die in ihm wohnen. Er kann

ja der Vater sein seines Volkes, und ebenso der Richter; so hat jeder Herrscher die Geste eines fundamentalen »Berufes«, welcher dann eigentümliche, aber nie ihre Herkunft verleugnende Erweiterungen findet, die sich nur an den konkreten Fällen charakterisieren ließen. Jedenfalls vollzieht sich die Einbegreifung aller Staatsangehörigen in die Herrschergestalt durch moralische Angleichung einer bestimmten Art. Jeder Stand, jeder Beruf hat seine Ehre, die immer eine Verteidigungsstellung der persönlichen Integrität an ihrer exponierten Stelle ist; es sind gefärbte Ehren, die dadurch, daß sie aller Möglichkeit sich zu gefährden entzogen werden, zu einem Gipfel der Vornehmheit sich emporführen lassen, sozusagen aus dem Bedürfnis einer vollendeteren Anschauung ihrer selbst, und diese Entstehung spiegelt sich prinzipiell in der Beziehung jedes Herrschers auf einen Beruf wieder. Von da aus bestimmt sich auch die Gestalt in ihren Tugenden, und wir haben andererseits das Paradox, daß der Ursprung der intangiblen Gestalt des Herrschers zugleich seine engste Beziehung zur Exekutive herstellt, das liegt eben im »Beruf«. Die Unnahbarkeit des Herrschers ist um so mehr ausgesetzt, je mehr spezielle Leistungen von der höchsten Stelle ausgehen, und um so mehr bedarf es auch der Sorgfalt, um der Gestalt ihre Breite zu garantieren.

Aber nun geht der Liberale so vor, daß er die Person des Herrschers nur menschlich nimmt, d. h. prinzipiell unerweiterbar, und der Herrscher gilt einfach als Träger einer »schweren Aufgabe«, der »schwersten«, wie man manchmal in einem dunkeln architektonischen Drange zugibt. Die Person des Herrschers dient als eine Art Orientierungsstück in der Verfassung, eine Art geometrischen Ortes für ihre Festsetzungen, und überlebt lediglich ex definitione die verschiedenen Herrscher. Die Tatsache der persönlichen Spitze in allen Staaten ist die alleruninteressanteste für die liberale Auffassung, ihre Verdienste liegen vielmehr in der Präzisierung der rechtlichen Zusammenhänge, nicht in ihrer seelischen Besetzung. Der Herrscher bleibt Privatperson, als die er primär überhaupt immer erscheint, und nur so übt er manchmal eine gewisse besondere Wirkung aus, die Fontane in extremen Fällen liebenswürdig und tiefsinnig beschrieben hat. Man bemerkt bei manchen Liberalen eine außerordentliche Geschiedenheit, ja Jenseitigkeit zur herrschenden Familie, die gar keine Empfindlichkeit des

Staatsbürgers einschließt, sondern diesen Zustand ganz natürlich nimmt, obgleich er gerade auf das Menschliche geht. Nun liegt in der byzantinischen Überhöhung des Individuums ja wieder eine Einheit zwischen Untertanen und Herrscher ausgedrückt, welche der Liberalismus nicht anerkennt, weil er die Überhöhung nicht anerkennt, bei jener Einstellung ist also der »Bruch« viel gründlicher als im konservativen Gefühl — aber sollte die persönliche Eindringlichkeit, welche gerade in größter sozialer Distanz bei den prinzipiell Skeptischen so deutlich auftritt, eine Kompensation sein? Sie ist jedenfalls nicht konservativ, die rein gesellschaftliche, unpsychologische Haltung zur Person des Herrschers ist überhaupt ein Kriterium des echten Konservativismus. Überflüssig an Bismarck und Friedrich Wilhelm IV. zu erinnern. —

Wie setzen sich nun die betrachteten Schemen an den Daten des deutschen Kaisertums durch? Wie wirken diese Voraussetzungen in diesem Fall?

Das Byzantinische, oder, wenn man es frei von historischen Extremen nennen will, das Rituelle, hat natürlich die positiveren Anknüpfungen. Sie liegen vor allem in der obersten Kommandogewalt des Kaisers. Die Unterordnungsverhältnisse, die in sie auslaufen, finden in der einen letzten subjektiven Ausfluß, eine absolute Maßgeblichkeit, und damit ist der Schwerpunkt bezeichnet, von dem aus der Kaiser seine Autorität überhaupt zu stabilieren hätte. Aber ohne Zweifel sind die allseitigen Übertragungen der Machthaltung gerade von dem militärischen »Beruf« aus ungeheuer schwierig, diese Autorität, ihr Sinn, ihr Ausdruck rundet sich widerwillig zu einer universalen Vornehmheit ab, ist darin das gerade Gegenstück zur Gentlemanvornehmheit.

Denn die moralischen Qualitäten der Soldaten sind Aufspeicherungen zu potentiellen Leistungen, also in ihrem Optimum und unter den modernen Friedensverhältnissen reine Dispositionen, während die sekundären Erscheinungen, wie Disziplin, minutiöse Pflichttreue, welche in Erscheinung treten, lediglich den besonderen Kreis eventuell obliegender Pflichten umschreiben, als Kontrolle der Bereitschaft dienen und immer untergeordnet und jedenfalls relativ sind, sich mit der vollen Aktivität und Eingesetztheit des Bürgers nicht vergleichen

lassen. Diese Pflichten fallen ihrerseits gänzlich aus dem Konstruktiven des bürgerlichen Daseins, sie sind destruktiv und in der Durchführung momentan. Nun geht die moralische Erziehung des Priesters zum Beispiel auch auf die moralische Disposition mehr als auf die konsequente, eigennützige Aktion, aber die Schätze der Güte, Milde, Liebe sollen eben jedem vorkommenden Fall der Bedürftigkeit oder auch nur des Mangels an ähnlicher Gesinnung beim anderen dienen, sie sind gerade besonders leicht umsetzbare Energie, während die Temperierung des Soldaten letzten Endes gar nicht übergreifen kann, weil sie auf negative Gewalt geht, die ihn um jede menschliche Verbindung bringt, und nur in den Mitteln ihrer Durchführung, also mit der gewissen Schwächung ihres absoluten Gehalts, werden Tugenden entwickelt: Tapferkeit, Gerechtigkeit.

Daraus schon folgt, daß der Zugang zu der militärischen Gestalt für die Untertanen besonders schwierig ist. Denn in der hier typischen Geste des Gehorsams liegt ja nicht einmal das Opfer des ganzen Ichs, das Ich tritt vielmehr mit der Fiktion auf, auf eine bestimmte Leistung gänzlich reduziert zu sein. Der absolute militärische Gehorsam auf allen Gebieten, wie unter Friedrich Wilhelm I., hat sich ja selbstverständlich nicht gehalten, nichtsdestoweniger ist es der gemäßigtere Begriff der Disziplin, in dem sich die Devotion, die Abhängigkeit von der höchsten Person äußert: er bestimmt die Geste, in der die Autorität anerkannt wird, — wie der Engländer zu seinem König spezifisch höflich ist.

Indem die kaiserliche Gestalt sich im Soldatischen fixiert, von der Tradition des preußischen Königs immer wieder regeneriert, erhält nun ihre Erweiterung zur »vollkommenen Vornehmheit« notwendig etwas provisorisches, das man in jeder »Abrundung des Berufes« durch das Medium der »Vornehmheit« des Herrschers vermuten könnte, aber hier ist es evident und schwer zur Ruhe zu bringen.

Vor allem, daß der Beruf des Soldaten, soweit als er Beruf ist, überhaupt nicht moralisch ist, nach dem tapfern Worte Moltkes. Absolute Entsetzungen, wie »Vernichtung«, um es indifferent zu sagen, erfordern absolute Mittel. Es liegt in der soldatischen Ehre daher eine gewisse Unvergleichlichkeit mit anderen Ehren, die notwendig festgehalten wird, denn jede andere Ehre betont ja gerade den

Entschluß jedes Berufes, die Gemeinsamkeit der moralischen Grundsätze mit anderen Berufen aufrecht zu erhalten, nur der Soldat macht davon die Ausnahme, weil seine wesentliche Leistung überhaupt nicht mit der Arbeit anderer koexistieren kann. Man bemerkt die Ungefügigkeit der Begriffe, die die Tatsache unterbauen sollen, daß die militärische Autorität, ihre Geste, die Achse der kaiserlichen Gewalt in Deutschland tatsächlich ist.

Andererseits zersprengt sie nicht unser Schema, sondern stellt einen extremen Fall zu ihm auf, den die intuitive Kraft einer nationalen Gesinnung immer noch zum natürlichsten von der Welt machen könnte. Aber die Sonderbarkeit des vorliegenden Falles wächst nur durch den Umstand, daß die militärische Autorität, so sehr sie auf Autorität aufgebaut ist, in ihrer höchsten Ausprägung am wenigsten zu jener »königlichen« Umwandlung des Individuums, zu seiner Erweiterung in die »Gestalt« geeignet ist. Das Militärische eignet sich vortrefflich zur Aufrichtung von Autorität, aber eben darum nicht zur Aufrichtung ihrer konstanten, letzten Sammlung im Monarchen. Eben wurde das Provisorische in der Totalverfassung einer höchsten Person besprochen, die das Militärische zum Kern hat, in anderer Weise gilt das Charakteristikum des Provisorischen für diesen Kern selbst.

Der Kaiser stellt ja nicht nur die Quelle der exekutiven militärischen Macht dar, er ist vielmehr der oberste Leiter selbst. Hier schiebt sich, und das ist bezeichnend, kein Reichskanzler vor. Aus der höchsten Sphäre, nämlich der rituellen, unpersönlichen Verehrung, ist er damit schon ausgeschlossen, weil sein Dasein in hervorragendem Maße von Erfolg und Mißerfolg abhängig ist. Alle stabileren, unpersönlicheren, unanwendbaren, bildhaften Qualitäten, die ihm zufließen als dem Landesherrn, dem Bischof, dem Richter, können die Tatsache nicht unwirksam machen, daß die oberste Feldherrnstellung auf das Individuum in ihr hinlenkt, auf seine praktische Eignung, und daß das Privileg einer Familie auf diese Stellung ganz zufällig scheint, während das monarchische Privileg an sich von Zufälligkeit am weitesten entfernt ist. Nur unter einer Bedingung ließe sich vorstellen, daß die höchste Macht im Staate durch einen Soldaten sich echt darstellt, wenn nämlich dieser Staat selbst sich als ein Provisorium ansehen müßte, sein

bleibender Sinn überhaupt selbst in Frage stünde und damit die tiefste Quelle des Herrschertums, — und das könnte immer nur durch Krieg eintreten, im Momente dringender Notwehr. Sie wird dann eben sein »Letztes und Höchstes«. Die Tatsache, daß Preußen unter einer so anormalen Bedingung groß geworden ist, hängt ihm noch nach, es bewahrt seine Geschichte in der konditionellen Autorität seines Soldatenherrschers bis in diese Gegenwart. Aber nun stellt das Kaiserreich seinem ganzen Auftreten nach doch das endgültige Ende jenes »Provisoriums« dar, dessen tapfere, nüchterne und wenig übersinnliche Durchhaltung Preußens besondere Leistung war, an der die Staaten, welche nun einen Kaiser haben, nur im letzten Moment teilgenommen haben, und ausdrücklich ohne die Bedeutung ihres staatlichen Daseins Preußens anzugleichen, womit ihre Mitarbeit an der Ausbildung des Kaisertums von vornherein etwas indirektes bekommen hat. Direkt kann sie nun bei der gegenwärtigen Reichsverfassung auch nur dem Kaiser als Heereskaiser zukommen, und darin liegt gerade eine Verschärfung des Preußentums: der deutsche Kaiser ist mehr Heereskaiser als der preußische König früher Heereskönig war. Der Rest ist in der Hauptsache nur eine repräsentative Anerkennung durch die Bundesstaaten, die weitere Ausbildung der Kaiserlichen Gestalt dürfte er wesentlich nur aus Preußen erwarten, aber der preußische Konservativismus hält sie ängstlich an der Stelle fest, die an sich am allerexponiertesten, am unfügsamsten für eine Entwicklung ist. Jedoch einen starren Konservativismus gibt es unmöglich, einen akademischen höchstens, und den dauernd so wenig, wie es eine begrenzte künstlerische Initiative gibt. Nur die Theorie vermag ihr eigenes Leben zu unterbinden, sie hat Grenzen — und somit wenden wir uns zum »Liberalismus«.

Wir sind es schuldig geblieben, darzulegen, wie die Tatsache, daß es zum Aufbau einer höchsten, dauernden Würde in einer Nation komme, beim Individuum sich ansehe, aber die Objektivität der ganzen Verbindung zwischen Nation und Herrscher machte einen solchen Exkurs überflüssig. Der Konservativismus bestimmt den Wert des Menschen überhaupt an gewissen Eigenschaften, die man extrem nennen möchte, sehr tiefliegenden Qualitäten, die über die Kräfte des einzelnen zu gehen scheinen, und aus der Gesamtheit

erst hervortreten. Hingegen nun der Liberalismus stellt den Einheitspunkt aller menschlichen Äußerungen überhaupt, den Menschen, über jede seiner Leistungen, und er erwartet von ihm alles, indem er nichts von ihm erwartet. Während also der Konservativismus den Menschen von Natur mit der Schutzschicht einer gewissen Bestimmung eintreten läßt, gibt ihn der Liberalismus als eine Kraft preis, die durch die Reibung mit einer vielfältigen, unendlichen Umwelt erst zu einer Bestimmung kommt. Dort der tragende Mensch also — und hier der geschäftige, beide in einem Gebilde auftretend, ja beide ein Mensch, und der Unterschied ist eine Akzentfrage. Er scheint in diesem Lande dennoch eine Entscheidung zu verlangen, denn er hat Gesinnungen hervorgebracht, politische Gesinnungen, die sich bei uns stoßen, während sich die Begriffe, aus denen sie hervorgehen, nicht notwendig kreuzen, suchen es erst in der Konsequenz auf einem Gebiet, wo sie vielleicht nicht maßgebend sein dürften: eben auf dem politischen. Sie mögen vielleicht schuld sein, daß unsere Politik eine sonderbare Uneigentlichkeit hat.

Der liberale Mensch ist bei uns immer der »freie Mensch« gewesen und damit zugleich der Abgeschlossene, das liberale Interesse geht also auf das Individuum, und von dem Individuum geht es aus.

Diese Richtung des Interesses aus der Einzelheit des Menschen ist überhaupt fundamental, unvermeidlich, aber wir sind die absolutesten Individualisten!

Und während wir in der Schätzung des Individuums die ungeheuersten Schwankungen durchgemacht haben im »Warum«, ist sicherlich die Schätzung der Besonderheit, individueller Merklichkeit bei uns durchaus konstant geblieben. Wir schätzen den Menschen also unsozial, seine stärksten Wirkungen auf die Gesamtheit ändern nichts daran, und auf dieser Linie bewegt sich unser ganzes liberalistisches Denken auch in diesem Moment, in dem die Energie der Nation seine schärfste Spiegelung im wirtschaftlichen Menschen findet.

Wir vermögen diesen Punkt nicht sogleich zu verlassen. Der Werther-Mensch schuf der deutschen Idee vom Menschen wieder seinen Platz in Europa, er war die Proklamation des Menschen seiner eigenen Gefühle, welcher nur durch sympathetisches Verstehen in seiner Einzelheit zu erreichen war, der »Mensch in sich«, der

Wesensmensch. Der so geneigte Mensch lebte schon in der empfindlichsten Verbindung zur Welt, der alte Goethe suchte noch dieser Empfindlichkeit ihre Verstehbarkeit zu erhalten durch objektive ästhetische Maßstäbe, aber schon unter ihm romantisierte sich das Ich vollkommen, das Wesen wurde aus dem Original Kuriosität, es wurde ganz wirkungslos, beziehungslos, ein zum Nichts degradiertes X. Das Ich entwertete sich vollkommen, radikal, bis in die Tiefen der Nation, aus denen er ohne Zweifel emporstieg: es entstand ein entschiedener Glauben an die Unglaubhaftigkeit eines absoluten persönlichen Wertes. Nach der allgemeinen Ansicht des heutigen Tages ist das Ich nun unterhalb der Schwelle sozialer Erfaßbarkeit — das Fremdwort ist so gut: Palpabilität, d. h. es hat in dem Maße, als seine Eigentümlichkeit Maßgabe seines Wertes sein sollte, sich der Vergleichbarkeit entzogen. Etwas anderes drückt sich im Verfall unserer Kultur seit vierzig Jahren nicht aus, als die Skepsis und Unlust, welche dieser Entdeckung folgte. Ohne Zweifel haben andere Völker Europas einen solchen Prozeß ebenfalls durchgemacht, auch sie haben sich subjektiviert, aber sie haben auch einer vollkommenen gegenseitigen Entziehung wie bei uns zu steuern gewußt, durch gewisse objektive und haltbare Maßstäbe, die für die Gegenseitigkeit des persönlichen Verkehrs gelten, auf dem Gebiet der Manier, des Taktes, der Reserve, — jener englischen Soziabilität, auf welcher die Begriffe englischen staatlichen Lebens aufgebaut sind. In unseren amerikanisierten Städten fehlt nur eines: die Erfreulichkeit, daß es überhaupt Menschen gibt, der allgemeine und durchgeführte Entschluß, ihn mit einem gewissen, vielleicht nicht hohen, aber konstanten Wert über Null anzusetzen. Der einzelne Mensch »an sich« ist uns der diskreditierte Mensch »in sich«, wir haben den Wesensindividualismus auf ein Minimum der Bewertung hinabgedrückt, das nur einem theoretisch hochbegabten Volke möglich ist, aber darum haben wir auch nicht die Freude an großen Zahlen, wie der Amerikaner, der sie liebt, weil er mit ihnen den Grundwert jedes Amerikaners multipliziert, während unser Jargon sich in »Zuständen«, »Verhältnissen«, »Konjunkturen« bewegt, worin der Mensch ein mathematisch-punktförmiges Etwas ist, von dem kein eigenes Leben ausgeht.

Der deutsche Liberalismus hat aber doch mit dieser Reaktion nicht

seine Grundrichtung geändert, und ist von dem Maßstab der Besonderheit, Eigentümlichkeit, ja der Unvergleichlichkeit nicht abgegangen. Er ist damit unpolitisch geblieben, wie er früher war; die romantisch verstandene Individualität kommunizierte ja nur durch Sympathie, durch Dualität, aber nicht durch ein drittes, ein gemeinsames Objekt, — der gegenwärtige, nicht minder in seiner neuen Richtung fortgeschrittene Liberalismus schätzt ein ebenso disparates Geschöpf. Die gegenwärtige Regierung plant nach ihren eigenen Worten »die Politik so langweilig als möglich zu machen, damit wir unüberwindlich reich werden«; das beweist schon ausreichend, daß der Erfolg der Nation von der Erwerbstätigkeit des einzelnen zu erwarten ist, möglichst ohne irgendwelche Reibungen mit den Angelegenheiten der Gesamtheit. Im Prinzip wendet sich diese Politik wieder an den berühmten deutschen »Träumer«, an einen Träumer, der Geld verdient. Aber es ist doch wichtig, diesen neuen »Einzelnen« anzuschauen, denn die objektivierende Kraft der Geschichte läßt keines ihrer Felder leer, so schlau sich auch menschliche Klugheit und Vorsicht ihrem verhängnisschweren Griff entziehen möchten.

Dieser neue »Einzelne« ist wertvoll, insofern es ein hervorragendes, durch die Kombination seiner Wirkungen unvergleichliches Energiezentrum ist; natürlich bleibt, da die Kräfte des bloßen Gefühls und Gedankens echolos und schattenlos geworden sind, in dieser Nation nur der reine Wille übrig, der sich in seinen Taten zu qualifizieren hat und dies um so mehr tut, als er von seinen Taten ungeprägt bleibt und in der Initiative lebt. Das Unternehmen steht ihm also über dem Geschäft; das Individuum vermeidet die Rückwirkung seines Berufes auf sich, es gibt keinen Beruf, sondern nur einen allgegenwärtigen Maßstab des Erfolgs: das Geld. Dieser Willenmensch, der die Welt in Energiezentren zerlegt, deren Leistungseinheit in Geld gezahlt wird, ist ebenso einzeln wie der Wesensmensch, den er überrannt hat, ebenso in seiner Einzelheit vereinzelt, leer: der dynamische Mensch, dessen konstante Qualitäten nur der Isolation gegen andere dienen, also Spontaneität, Initiative, Bemerklichkeit heißen und wir sind vielleicht schon verstanden.

Jeder Herrscher stellt ein »Wesen« dar; die Bedingungen sind durch die Entwicklung des deutschen Subjektivismus heute durchaus

gehemmt. Das Individuum besitzt als solches bei uns nicht Achtung; die Ehrfurcht vor seiner repräsentablen Steigerung hat also keinen Boden. Sie wird ihm kurzgesagt weder im Untereinander der Nation zugetraut, aus angegebenen, unglaublich radikalen Gründen, noch vollends im Übereinander begriffen. Aber so lange es Politik gibt, wird die Vorstellung der Nation vom Wert des Menschen im Herrscher Wesen haben, die Notwendigkeit wird in diesem echt deutschen Dilemma zur Unerbittlichkeit: die vom Wesen entfernte, verschnittene Willensindividualität, die die Einheit des Menschen verkennt, wird eben Wesen, seelischer Typus, indem sie von der Unzerstörbarkeit des Menschen so deutlich zeugt wie von seiner Entstellbarkeit, und richtet sich nun im Träger gegen alle Bedingungen wesentlichen Daseins, tritt auf als Impulsivität, Beweglichkeit, Initiative, Partei; demonstriert sich durch die sekundären Bedingungen, um es anders zu wenden, durch die ein Charakter sich ausdrückt, aber die niemals Charakter sind. Nur der Charakter selbst, diese tiefere Tiefe der Psyche, besitzt das statische Gleichgewicht, welches der Nation wenige, umfassende Züge heute und immer entgegenhalten kann.

Aber ist nicht dieses Dilemma, in zufälligerer Form, schon in den Tendenzen des preußisch-deutschen Konservativismus beobachtet worden? Die Unfähigkeit, den Herrscher zu einer ganz rituellen Haltung zu stützen, seine Fesselung im Imperatorischen, drückt sich da nicht die Schwäche des deutschen Individualismus aus? Jedenfalls beweist die militärische Attitude des Herrschers die Insuffizienz der konservativen, anschaulichen Kräfte; die Frage nach dem Wert des Menschen an sich ist in sich zu berechtigt, als daß sie sich ganz umgehen ließe, die Schwankungen und Voraussetzungen der Antwort sind fundamentaler Besitz der nationalen Kultur; diese Insuffizienz ist der liberale, ichtheoretische Anteil am Konservativismus und macht ihn erst echt deutsch.

Aber umgekehrt, der wesenlose, formale Sinn unseres Individualismus ließe sich gar nicht an der Kaiserlichen Gestalt realisieren, wenn er nicht seinerseits erst Bildsamkeit aus der Imperatorischen Haltung des Kaisers bekäme. Der Kaiser ist spontan, stellt die eindringliche Anpassung über das eigenwillige Schaffen, betont nicht die intime Kontinuität, sondern das immer wieder neue Einsetzen, und

sah in jüngeren Jahren in jedem Könnenden einen Konkurrenten, wie er jeden zu gewinnen sucht und bereit ist, auf der Stelle fallen zu lassen. Das sind Instinkte des modernen handelnden Menschen, aber da es sich beim Kaiser um das Gegenobjekt, das Geld, am allerwenigsten handelt, wären diese Qualitäten, die in sich gar keinen Ausdruck haben, gar nicht wirkungsfähig gewesen, wenn sie nicht in einem engeren Rahmen schon königlich durchlebt worden wären, und das ist eben bei uns das Militärische. Unser Liberalismus und unser Militarismus ergänzen sich aufs Natürlichste, dem aktivistischen Radikalismus läßt sich nur durch die militärische Geste eine Haltung geben. Alle kaiserlichen Reden sind Initiativreden, aber in Befehlsform: die Haltung des Befehls, differenziert durch ein bedeutendes stilistisches Talent, bildet den Übergang vom militärischen zum individuellen Kaiser. Die »Konservativen«, welche den persönlichen König nicht ganz aufgeben könnten, sehen ihn nur konsequent fortgeführt in einem Herrscher, welcher seine Überlegenheit über das bloße Individuum nur mit einer Geste dartun kann, welches eben Individualität, Forcierung der Einzelheit und Trennung auf gleicher Höhe, aber nicht zur Höhe ausdrückt. Sie enragieren sich für das Militärische daran, von dem persönlichen, so wenig Ludwig XIV. ähnlichen habitus sind sie betroffen, sie halten es für zufällig, während es nur die Erweiterung ihrer eigenen Idee ist, deren spezifische Inkarnation sie hypnotisiert. Das Individuelle, die menschliche Unverkennbarkeit des Höchsten als repräsentative Attitude, ist ein logisches Produkt unseres deutschen Geistes, und nur ihm möglich. Aber während es bei den Konservativen naheliegt, daß sie die persönliche Note des Kaisers für eine bloße Fortsetzung seiner militärischen Rolle halten, ist es wahrhaft tragikomisch, daß die Liberalen über diesen durchaus menschlichen Kaiser erstaunen, welcher doch mehr ihr Kaiser ist, als der Kaiser der preußischen Konservativen.

Wir werden also immer individuelle, unverkennbare Töne des Willens an dieser Stelle hören, alle vom Militärischen her stilisiert, alle auf kürzestem Wege an die Bereitwilligkeit der Natur sich wendend, und man wird diese Kaiserlichkeit verstehen, weil es die ist, die jeder versteht, zu verstehen imstande ist. Man könnte sich trösten, und sagen, daß wir Deutsche von Politik nichts verstehen, zu jenen

Spannungen also, die zwischen Persönlichem und Unpersönlichem entstehen und den Staat gliedern, fast unfähig sind, und daß dieses unpolitische, unstaatliche Kaisertum, das wir zwar verstehen, aber auf Grund einer Unsicherheit, die der Deutsche in politicis mit Recht immer empfinden wird, nicht zu billigen wagen, daß dieses Kaisertum das Maximum einer positiven Beziehung zur Politik ist, und sogar merkwürdig schnell sich so herausgestellt hat. Denn sicher repräsentiert es uns, aber mit allseitiger Hilfe so, daß es niemals zu jener Stabilität kommen kann, welche es den unmenschlichen, und dennoch von Menschlichkeit so durchaus füllbaren Formen des Staates geben müßte.

Nun mag unsere deutsche Auffassung vom »Kaiser«, an den strengen Rechten der Politik gemessen, zu eng sein, zu beschränkt, sie ist aber auch wieder zu weit für sie. Sie übertrifft den Zwang des Staates zugunsten eines sublimeren Zustandes, der freilich fern genug ist. Das militärische der Kaiserlichen Gestalt ist unter dem Niveau großen politischen Zusammenhangs, aber das Individualistische, wenn es auch die individuellsten Formen annimmt, ist jenseits der Notdurft der Berufe, und konstituiert eine wichtigere Entscheidung über die Bestimmung menschlicher Gemeinschaft. Tatsächlich nämlich den Glauben an ihre Genialität.

Wir haben nicht ein Wort von der Person des gegenwärtig regierenden Kaisers gesprochen, wir hätten uns damit Unrecht gegeben, denn was unter konservativen Kräften verstanden wurde, muß das Individuum immer und unter allen Umständen über sich hinaustreiben zur Paradoxie des typischen Individuums. Nun ist die Person des gegenwärtigen Kaisers in der Tat vollkommen unbekannt, und sein Nachfolger, welcher auch eine Individualität sein wird, wird ebenso unbekannt bleiben.

Wirklich ist für das moderne Europa der Höhepunkt seines Wissens um den Menschen schon lange überschritten, der Mensch taucht wieder in die Dunkelheit zurück, aus der ihn die Antike einmal hervorholte, und auf ihre Weisen die Renaissance und das christliche Mittelalter. Deutschland hat in diesen drei Jahrhunderten der Moderne ungeheuere Ergebnisse über den Menschen gehabt, es gibt nun das Beispiel eines fast bewußten, tiefen Ausruhens vom

Menschen, die Unkenntlichkeit der höchsten Stelle findet sich wieder in der lethargischen Haltung der sozialisierten Massen, welche am Mensch gründlichst vorbeizugehen gewillt sind und damit die Kosten seiner ungeheueren Hervortreibung bezahlen. Hier versagen, aus einer Ökonomie der Nerven und durch die Unergiebigkeit einer vom alten Ruhm lebenden egozentrischen Bildung, alle intuitiven, den Menschen selbst anschauenden Kräfte. Die Politik, wenn wir nicht ganz Unrecht haben, muß in diesem Land heute leer ausgehen in allen ihren wesentlichen Teilen, und nur die, welche noch die toten Formen der großen kulturellen Erfolge hundert Jahre zurück besitzen, und die disziplinarisch Geaichten haben die Selbsttäuschung oder den Mut, ganze Politik zu machen.

Aber jene doppelte Unkenntlichkeit des Menschen ist vielleicht ein besseres Symptom, daß uns der absolute Mensch nicht mehr lange nachhängen wird, ein besseres Symptom als aller Reichtum, welcher der Trost einer wesenlosen Politik geworden ist.

R. Gournai.

DER BOURGEOIS

I

UNTER den mannigfaltigen Zeichen, die uns das Absterben der Lebensordnung anzeigen, unter deren Kraft und Richtung wir noch leben, sehe ich keines, das überzeugender wäre als die tiefe Entfremdung, die heute die, in ihrer besonderen Ordnung besten Köpfe und stärkstenHerzen angesichts dieser Lebensordnung erfüllt. Die Geschichte dieser Entfremdung ist noch gar jung. Ich finde die neue Haltung, die ich hier im Auge habe, zuerst — wie es zu erwarten ist — bei Gelehrten und Dichtern, — der Weltmensch mag »Träumer« sagen — etwa bei Gobineau, Nietzsche, J. Burkhard, Stefan George. So verschieden die Genannten in allem sind, was für Menschen wesentlich ist — darin empfanden und dachten sie gleichartig: daß die Gesamtheit der Kräfte, die das Charakteristische des Ganzen unserer gegenwärtigen Lebensordnung aufgebaut haben, nur auf einer tiefen Perversion aller geistigen Wesenskräfte, auf einem wahnbedingten Umsturz aller sinnvollen Ordnung der Werte beruhen könne — nicht also auf geistigen Kräften, die, der normalen »Natur des Menschen« angehörig, nur die in der uns bekannten Geschichte üblichen Veränderungsbreiten ihrer Auswirkung gefunden hätten. Könnten Leute, die heute noch bewußt oder unbewußt »mitmarschieren« und die ihr Entfremdungsgefühl noch nicht zum Standort einer Betrachtung aus der geistigen und historischen Vogelperspektive emporgeworfen hat, angesichts der oben Genannten bemerken, daß es stets und überall Außenseiter gegeben habe, die, sei es kämpfend gegen die Kultur ihrer Tage, sei es gleichgültig und souverän vor ihr standen ⟨wie Fichte gegen das Zeitalter der »vollendeten Sündhaftigkeit«, der Aufklärung wie Goethe vor den Befreiungskriegen⟩, so sollten diese

ein Doppeltes bedenken: Jene »Entfremdung« gegen das »Narrenschiff der Zeit« — schon Bismarck liebte das hübsche Wort — erfaßt stärker und stärker auch die eigentlichsten Kinder der Zeit selbst, erfaßt auch nicht mehr bloß »Dichter und Denker«, sondern z. B. auch den Großkaufmann W. Rathenau, und den mit den lebendigen Kräften unseres Wirtschaftslebens am innigsten durchdrungenen und vertrauten Nationalökonomen Werner Sombart. Mit Gerede wie »Träumer«, »weltferne Romantiker« usw., mit denen — paradoxerweise — gerade unsere weltfernsten Schreibtischgelehrten die neue Haltung abzutun pflegen, ist hier wirklich nichts zu machen. Dazu ist es nicht etwa die besondere historisch-tradierte Gesinnung einer bestimmten politischen, kirchlichen oder Kulturpartei oder die Veilletät eines bestimmten literarischen Kreises, was zu den neuen Problemstellungen über Wesen und Herkunft des »Geistes« geführt hat, der unsere Lebensordnung trägt. Die Entfremdung geht darum auch nicht auf diese oder jene einzelne Seite oder Erscheinungsgruppe unserer Lebensordnung, sondern auf deren Totalität und sie muß dies, da sie in letzter Linie gegen den Typus Mensch selbst gerichtet ist, der die Existenz und Fortdauer dieser Lebensordnung letztlich verbürgt. Diese Merkmale aber finde ich bei keiner der Bewegungen zusammengefaßt, die man in den letzten Jahrhunderten als solche der »Restauration« oder der »Romantik« bezeichnet hat. Ich finde sie nicht einmal bei Rousseau oder Tolstoj, die wohl als die radikalsten Kulturrevolutionäre ihrer Epochen und Völker gelten können. Beide predigen im Grunde nur Moral gegen den zivilisierten Menschen an sich und seine typischen Fehler, Laster, Einseitigkeiten. Sie besitzen nicht das historische Bewußtsein eines bestimmten, engumschriebenen Typus, der zu Enstehung und Aufbau der kapitalistischen Lebensordnung geführt hat und sie immerfort trägt. Sie suchen sich auch nicht diesen Typus zu erklären, sondern tadeln und moralisieren. Es ist nicht der eigentümliche, machtvolle Eindruck, mit dem Sombart sein Buch über den Bourgeois beginnt, der sie leitet: »Der vorkapitalistische Mensch: das ist der natürliche Mensch. Der Mensch, wie ihn Gott geschaffen hat. Der Mensch, der noch nicht auf dem Kopfe balanziert und mit den Händen läuft ‹wie es der Wirtschaftsmensch unserer Tage tut›, sondern mit beiden Beinen fest auf dem

Boden steht und auf ihnen durch die Welt schreitet.« Auch die deutsche Romantik war in allen ihren Vertretern eine bloß geistige Kulturpartei, die oberhalb, ja bewußt jenseits der »Lebenswirklichkeit«, die sie sich hinter bunten Kirchenfenstern selbst verbarg, bei Nacht, Mond und in stiller Liebe und Freundschaft ihren Reigen wob. Sie kam kaum zum Leiden an der Wirklichkeit, da sie sie floh und da ihr das Ethos, sie neubilden und formen zu wollen, fehlte. Jenen neueren »Entfremdeten« fehlt dieser Zug und damit auch jenes sentimentale romantische »Zurück« — sei es in die Natur, sei es nach Hellas oder in das Mittelalter. Sie wissen, daß es ein »Zurück« nicht gibt, sondern nur ein Vorwärts in ein ganz Neues, Unbekanntes oder in Tod und Verderben. Auch der Gegenstand der Entfremdung hat sich mächtig geweitet. Die Entfremdung der Romantik z. B. betraf im Grunde nur den Menschen und die Kultur der Aufklärung. Nun aber hat die Anschauung und das Miterleben des zur vollen Reife gekommenen Hochkapitalismus das Auge auch für die primitivsten Anfänge und die ersten Spuren des Geistes und der Gesinnung geschärft, deren sechs Jahrhunderte lange Evolution in dem »auf den Händen laufenden Menschen« kulminierte. Wir suchen die ersten Fußspuren des Bürgers schon im 13. Jahrhundert, das auf allen Gebieten der Geschichtswissenschaft immer mehr als die große Wende der Zeiten erscheint, in der ein neuer »Mensch« sich durchsetzt, der unabhängig von seiner nationalen, religiös kirchlichen, politischen Spezifikation auch in die ältesten Institutionen, z. B. die katholische Kirche seinen neuen Geist ergießt.

Die neue Entfremdung, ein ganz undiskutierbares und unmittelbares Erlebnis, ist zweifellos auch der seelische Ausgangspunkt für das Problem von Wesen und Ursprung des »kapitalistischen Geistes«, das seit einer Reihe von Jahren — den Anstoß dürfte W. Sombarts »Der moderne Kapitalismus« ⟨1902⟩ gegeben haben — einige unserer besten Köpfe, ich nenne Max Weber, Ernst Troeltsch, Salz in Atem hält. Hier sei nur von Sombarts neuem Buche die Rede, »Der Bourgeois«, in dem er den Versuch macht, an Stelle der einzelnen Kausalketten, die er in seinen vorher erschienenen Arbeiten »Luxus und Kapitalismus«, »Heerwesen und Kapitalismus«, zwecks Verständnis der kapitalistischen Lebensordnung verfolgte, eine Be-

schreibung dieses »Geistes« zu geben und ein Gesamtgefüge der zu ihm führenden Kausalreihen zu entwickeln, in dem die früher bei ihm so stark vermißte Frage nach der Art und dem Maße der Abhängigkeit und Unabhängigkeit der Variabilität der einzelnen Reihen eine bestimmte Antwort erhält.

Sombarts wundervoll aufgebautes Werk zerfällt in zwei Hauptteile, dessen erster der Beschreibung des Wesens und der Entwickelung des kapitalistischen Geistes, dessen zweiter der tieferen und schwierigeren Frage nach seinen Quellen und Ursachen gewidmet ist. Im ersten Teile scheidet er mit Fug und Recht zwei Hauptkomponenten dieses »Geistes«: den ‹positiven› »Unternehmungsgeist«, der das nach Macht, Herrschaft, Eroberung, Organisation vieler Willen unter einen kühnen, energischen, auf Formung großer Massen abzielenden rationalen Zweck gierige Element darstellt und den ‹negativen› »Bürgergeist«, der im Gegensatz zum seigneuralen Geist ein neues System von Tugenden und Wertschätzungen entwickelt, ja bestimmte Weltbilder und metaphysisch-religiöse Systeme. Er verfolgt die nationalen Entfaltungsformen dieser beiden Elemente des kapitalistischen Geistes und beschließt den ersten Teil mit einer überaus merkwürdigen Analyse des Bourgeois von »einst« und »jetzt«. Im zweiten Teil, betitelt, »Quellen des kapitalistischen Geistes« sucht er seine »biologischen Grundlagen«, ein Kapitel, in dem der kapitalistische Geist als der umfassende Ausdruck eines bestimmten Typus Mensch erscheint, an dessen Konstitution die verschiedenen westeuropäischen Völker von Anfang an in verschiedenem Maße anteilnehmen; es folgen als weitere »Quellen« »die sittlich-religiösen Mächte« des Katholizismus, Protestantismus und Judaismus, die »sozialen Umstände«, die Wirksamkeit des modernen Staates, die Wanderungen, die Gold- und Silberfunde, die Technik, die vorkapitalistischen Berufe, die bereits fertigen kapitalistischen Lebens- und Wirtschaftsformen selbst. Nach dem gewaltigen Aufbau von Stoffmassen, mit denen Sombart spielend operiert, nach dem Versuch, den Kapitalismus aus den tiefsten und ältesten Wurzeln der europäischen Geschichte zu begreifen, nach der furchtbaren Anklage gegen unsere Lebensformen, die — mit oder ohne Wille des Verfassers — die 462 Seiten umfassende Darstellung geworden ist, trotz des kühlen, nüchternen Tons in zehnter Potenz furcht-

barer als alle Anklagen und alles Wutgebrüll der herrschenden sozialistischen Parteien Europas und ihrer Theoretiker zusammengenommen, wirkt der $1^1/_2$ Seiten betragende »Ausblick auf die Zukunft«, der uns wie durch eine ganz feine Ritze eine Aussicht auf die langsame Verzappelung des Riesen »Kapitalismus« bringen soll, fast wie ein ironischer Scherz. Sombart durfte nichts hierüber sagen — oder viel mehr. Wie es jetzt dasteht, wirken die drei Ursachen, die er als Todeskeime des Kapitalismus ansieht — Verflachung im Rentnertum, Verbureaukratisierung der Unternehmungen, Sinken des Geburtenüberschusses — im Verhältnis zu den vorher geschilderten Kräften, die sein Wachstum und seine blühende Gesundheit hervorbrachten, ein wenig gar zu disproportioniert: So, wie wenn man von der Mücke auf der Nase eines Riesen dessen Tod erwartet!

Wichtiger als die Frage, ob Sombart die Natur und die Ursachen des kapitalistischen Geistes richtig erkannte, wird — dies lehren schon ältere Kritiken der neuen Problemstellung, die Sombart mit M. Weber, Tröltsch und dem Verfasser teilt — auch diesmal wieder die Frage sein, ob es so etwas wie einen »kapitalistischen Geist« als erste Ursache der kapitalistischen Ordnung überhaupt gibt. Sowohl die Vertreter der ökonomischen Geschichtsauffassung als — merkwürdigerweise — viele unserer tüchtigsten Historiker pflegen dies zu leugnen. Jene sagen, es gäbe zwar einen »kapitalistischen Geist«, — aber dieser sei eine bloße Folgeerscheinung der kapitalistischen, ökonomischen Organisationsformen und der technischen Produktionsformen, die sich mit sachhafter Notwendigkeit aus den älteren entwickelt hätten. Diese aber meinen, die typischen Motivationen des Wirtschaftsmenschen seien in der Geschichte im Grunde immer dieselben gewesen, es hätte z. B. stets Streben nach Reichtum über den standesgemäßen Unterhalt hinaus gegeben, stets Erwerbs- und Arbeitstrieb über die Bedürfnisdeckung einer noch begrenzten Gemeinschaft hinaus etc. und es gäbe hier nur teils Stärkenunterschiede, teils Unterschiede der Verbreitung stärkerer Grade dieser Motive über größere Gruppen; es habe immer den Gegensatz von Rechenhaftigkeit und Gefühlstraditionalismus gegeben usw. Nicht die neuen Grundeinstellungen des Trieblebens und das neue Ethos eines neuen Typus Mensch — wie wir lieber sagen möchten als neuer »Geist« — hätten den Kapitalismus er-

zeugt, sondern nur Faktoren wie Rückwirkung der durch eine prinzipiell gleichförmige Motivation sich bildenden »ökonomischen Verhältnisse« auf den Menschen, Fortschritte der Wissenschaft und Technik, steigendes Wachstum der städtischen Bevölkerung usw. hätten das, was wir Kapitalismus nennen, schließlich zur Kumulationswirkung gehabt. Daß Sombart — zuerst in seinen Grundlagen des Kapitalismus — mit diesen Ansichten gebrochen hat, erscheint uns als sein unbestreitbarstes Verdienst. Die Vertreter der ökonomistischen Geschichtsauffassung verwechseln das Problem des Ursprungs des Kapitalismus mit dem seiner jeweiligen Umformung und Fortbildung — wie schon Sombart selbst und noch schärfer Max Weber hervorgehoben haben. Gewiß! Ist einmal die kapitalistische Unternehmungsform vorhanden und zur vorherrschenden geworden, so wachsen die Menschen wie von selbst in dieses »Milieu« hinein, sie müssen zwangs sozial-wirtschaftlicher Notwendigkeit — auch wenn sie nicht dem kapitalistischen Typus Mensch angehören — in derselben Richtung mitmarschieren und werden außerdem durch Tradition seitens der älteren Generation und durch die echten Angehörigen dieses Typus auch mit der neuen Triebeinstellung seelisch angesteckt. Insofern vermitteln die kapitalistischen Organisationsformen die jeweilige Fortdauer auch des kapitalistischen »Geistes«. Aber eine Frage ganz anderer Ordnung ist der Ursprung dieser »Formen« selbst. So irrig die Methode gewisser Sprachpsychologen ist, den Ursprung der Sprache in Analogie mit den Ursachen ihrer Fortbildung verstehen zu wollen, oder gewisser Biologen, den Ursprung einer pflanzlichen Organisationsform in Analogie mit ihren Standortsvariationen, so verkehrt ist es, den Ursprung des Kapitalismus in Analogie mit den Ursachen seiner bloßen »Entwicklung« begreifen zu wollen. Der kapitalistische »Geist« kann auch bereits bestehen, ehe er sich in bestimmten »Formen« niederschlug. »B. Franklin war mit kapitalistischem Geist erfüllt zu einer Zeit, wo sein Buchdruckerbetrieb der Form nach sich in nichts von irgend einem Handwerksbetrieb unterschied« ⟨M. Weber⟩. Auch kann der ursprüngliche »Geist«, der zum Kapitalismus führte, Intentionen — z. B. äußerst religiös transzendente und spezifisch welthasserische — gehabt haben, die später im Fortweben des bloß sekundär, durch die schon bestehenden Formen des

Wirtschaftens reproduzierten »Geistes« völlig ausfielen. Erst allmählich beginnen wir die Rolle zu ahnen, die makroskopisch in der Geschichte die Verdrängung von Ideenzusammenhängen und Zielinhalten gehabt hat, deren ursprüngliche zugehörige Triebeinstellungen ohne jedes Bewußtsein ihres ursprünglichen Sinnes und Inhaltes träge weiterschwingen — derselbe Vorgang, dessen Auffindung sich mikroskopisch in der Psychopathologie des Individuums so fruchtbar erwiesen hat. Ich bin überzeugt, daß eine ganze Reihe von Baugesetzen der historischen Causalität, welche die ökonomische Geschichtsauffassung als universal historisch gültig behauptet, für den durch den kapitalistischen Geist abgegrenzten Spielraum des historischen Seins und Geschehens volle Gültigkeit besitzt. Daß Klassenbildungen also Einheiten von Wirtschaftsinteressen erst sekundär zu Standeseinheiten, Sitteneinheiten, Bildungseinheiten, politischen Parteieinheiten, ja selbst in gewissem Maße zur Bildung von Nationaleinheiten ‹s. deutscher Zollverein› führen, daß Reichtum zu politischer Macht führe, daß Bevölkerungswachstum und Wohlhabenheit im umgekehrten Verhältnis stehe und ökonomische Motive die Menge und Art der Reproduktion in erster Linie bestimmen, daß technisch-ökonomische Anwendbarkeit von Erkenntnisresultaten — ganz jenseits der auf pure »Wahrheit« gerichteten Intention der einzelnen Forscher — schon in Auswahlprinzipien, Denk-Formen und -Methoden den Charakter der Wissenschaft und Weltanschauung der modernen Welt bestimmt hat, usw. sind Regeln solcher Art. Aber ich behaupte, daß der ganze Inbegriff von Gesetzmäßigkeiten dieser Art durchaus keine universal historische Bedeutung besitzt, wie die ökonomische Geschichtstheorie annimmt, sondern soweit und nur soweit gilt, als das Subjekt der Geschichte der Mensch von jener typischen Erlebnis- und Triebkonstruktur ist, die Sombart als »kapitalistisch« bezeichnet. Für den Geschichtsverlauf des vorkapitalistischen Menschen gelten aber diese Abhängigkeitsarten der Elemente der historischen Wirklichkeit nicht, ja bei einigen jener Sätze geradezu die entgegengesetzten Regeln, z. B. daß durch Abstammung und Tradition geeinter Stand sich auch bestimmte Rechts- und Bildungsformen erwirkt, vor allem aber zu einer gewissen qualitativen und quantitativen Einheit und Gleichartigkeit des Besitzes, also zu

einer Klassenbildung allererst hinführt. Eben darum ist auch alles Erwerbsstreben des vorkapitalistischen Typus durch die Idee des »standes-gemäßen Unterhalts« bestimmt, abgemessen und begrenzt. Und ähnlich ist es hier die politische Machtstellung, die allüberall schon die bloßen Spielräume und Möglichkeiten der Reichtumsbildung beschränkt und bestimmt, nicht aber der Reichtum die Macht und deren Umfang. Der Grundherr drückt unter Umständen seine zinspflichtigen Bauern und beutet sie aus. Aber nicht durch seinen Reichtum ist er Grundherr geworden, so wie z. B. später vor der Revolution die französische Roture, die sich vermöge ihres Geldes der Güter, Titel und Würden des alten französischen Adels bemächtigt. Es sind also überall die politischen Standesvorrechte die den Reichtum im Gefolge haben oder haben können, nicht umgekehrt dieser jene wie unter der Herrschaft des »kapitalistischen Geistes«.

Nur in anderer Richtung verkennen einige Historiker die Eigenart des Problems. Sie sehen vor den Bäumen den Wald nicht, vor der Fülle der Einzelerscheinungen nicht die Umrißlinien des Ganzen, sehen nicht die Struktur des neuen Ethos, auch als neuer Wirtschaftsgesinnung. Selbst gebunden durch die kategoriale Struktur des Erlebens, die in ihrem eigenen Zeitalter die Herrschaft führt, vermögen sie sich nicht wahrhaft in den Typus des vorkapitalistischen Menschen einzuleben. Und da sie diesen verkennen, so können sie auch die Eigenart des kapitalistischen Typus nicht klar sehen. Darum übersehen sie an erster Stelle, daß die Wandlung der herrschenden Ideale und Wunschbilder weit wesentlicher ist als jene der historischen Vorgangswirklichkeit. Gewiß hat es auch in vorkapitalistischer Zeit Einzelne, ja ganze Gruppen gegeben deren Erwerbstrieb über die Idee des standesgemäßen Unterhaltes hinausging. Aber die Hauptsache ist, daß dies nicht als normal und rechtmäßig, sondern als eine abnorme Erscheinung allgemein empfunden wurde und daß die betreffenden selbst im schrankenlosen Erwerb nicht eine »heilige Pflicht« sahen, sondern nur mit »schlechtem Gewissen« sich diesem Trieb hingaben. Das Neue ist eben, daß dies Abnorme zum Normalen wird, und daß es mit »gutem Gewissen«, ja mit der Sanktion einer »Verpflichtung« umkleidet betrieben wird. Daß also z. B. das, was jüdisches Recht und Ge-

setz nur dem Juden, und auch ihm nicht überhaupt, sondern nur dem Fremden gegenüber erlaubt, ‹Zinsnehmen und Reklame etc.› allgemeine Einrichtung wird, daß das, was ursprünglich nur den heimatfernen, traditionsentlasteten Kolonisten gegen die ihm gleichgültigen Fremden beseelt, das, was den Ketzer gegen die verhaßte kirchliche Gemeinschaft, zur allgemeinen Regel wird, daß überall »Fremdenrecht« und »Fremdenmoral« zum herrschenden und zentralen Recht und zur anerkannten Schätzungsweise wird, — darin ist die Grundtendenz des Wandels der »Wirtschaftsgesinnung« zu sehen. F. Tönnies hat zuerst die tiefgreifende Scheidung zwischen auf Treu und Glauben verbundener »Gemeinschaft«, die allen Gruppengliedern als Ganzes fühlbar einwohnt, in der Vertrauen und Solidarität herrscht, und »Gesellschaft« gemacht, in der von prinzipiellen Mißtrauen beseelte, miteinander konkurrierende, rationale Subjekte ihre Interessengegensätze durch Verträge ausgleichen. Ich habe gezeigt, daß die letzte philosophische Fundierung dieses Unterschiedes schon auf der grundverschiedenen Gegebenheit des seelischen Seins und Erlebens des »Anderen« beruht. In Gemeinschaft ist der Andere mit seinem inneren Leben in Gestus und Äußerung selbst wahrnehmungsmäßig da und gegeben, all sein Tun und Sichäußern wird aus der bekannten Gesinnung heraus unmittelbar verstanden, so lange nicht besondere Enttäuschungen vorliegen. In der »Gesellschaft« ist der Andere zunächst von außen gesehen, ist ein sich verändernder Körper, »hinter« dem Gedanken, Gefühle, Entschlüsse wohnen, die erst mühsam zu erschließen sind. Der »Hintergedanke« wird hier zur Form des Gedankens überhaupt. Und das ist nun vielleicht die allgemeinste Formel für die Umgestaltung der Wirtschaftsgesinnung, daß die in diesem Sinne »gesellschaftlichen« Wertschätzungen immer tiefer auch in die »Gemeinschaften« eindringen oder »Gemeinschaftsgeist« immer mehr durch »Gesellschaftsgeist« innerlich zersetzt und aufgelöst wird. Ebensowenig aber beachten jene Historiker, welche eine besondere neuartige kapitalistische Wirtschaftsgesinnung leugnen, daß jenes nicht durch den standesgemäßen Unterhalt begrenzte vorkapitalistische Erwerbsstreben, das sich zweifellos findet, in dieser Zeit gerade gezwungen war, irreguläre, dem eigentlichen Wirtschaftsleben nicht zugehörige Bahnen einzuschlagen. Phantastische Projekten-

macherei, Schatz- und Goldsucherei, alchymistische Bestrebungen, systematisch unternommene Raubzugunternehmungen, Spiel und Ausbeutung des Aberglaubens — kurz lauter Bestrebungen, die neben dem normalen Wirtschaftsleben einherliefen, waren damals die einzig möglichen Bahnen, in die sich unter der Herrschaft der vorkapitalistischen Wirtschaftsgesinnung jene Art von Erwerbstrieb ergießen konnte. Und darin besteht nun das Neue, daß sich im Laufe der Anbahnung der kapitalistischen Organisations- und Rechtsformen eben die Triebeinstellung, die früher nur in dunklen Gassen und abseits von der Heeresstraße des Lebens sich abenteuerlich auszuwirken vermochte, zur beherrschenden Seele des regelmäßigen Wirtschaftslebens wurde; ja, daß die zu solcher Betätigung nötigen menschlichen Eigenschaften die Sanktion der Moral und des Rechtes, ja selbst der Religionen und Kirchen erhielten. Daß dazu nun triebartig wird, ja suchtartig, was vorher noch auf Grund von besonderen Luxus- und Wohllebensinteressen von einzelnen ausdrücklich und bewußt gewollt und geplant war; daß es weiter unabhängig von den besonderen Individualcharakteren, die in die Gruppen eintreten, zur Struktur des die Einzelnen umfassenden Gesamtgeistes wird; daß es auch Weltanschauung und Wissenschaft bestimmt, indem es die vorwiegend auf Qualitäten gehende contemplative Erkenntniseinstellung der mittelalterlich-antiken Weltanschauung in die quantifizierende, rechnende Einstellung verwandelt — ohne Ahnung der forschenden Individuen —: Das alles macht die tiefe Totalwendung aus. In all dem handelt es sich nicht um ein bloß graduelles Mehr oder Weniger des Erwerbsstrebens — etwa durch die steigende Übervölkerung der Städte hervorgerufen — sondern um das Inkrafttreten neuer Motivationsstrukturen des wirtschaftlichen Handelns, die gegen die älteren eine pure Umkehrung darstellen. Es ist kein Gradunterschied, ob die Richtung der Motivation des Händlers — wie schon K. Marx gesehen — Ware-Geld-Ware oder Geld-Ware-Geld ist; ob — wie ich anderenorts gezeigt — die Lebenswerte den Nutzwerten in jeder konkreten praktischen Sphäre, in Straf- und Zivilrecht, übergeordnet werden oder prinzipiell untergeordnet werden, wie im Zeitalter des Kapitalismus, so daß schließlich auch Grund und Boden, Menschenarbeit und geistige Güter aller Art den Warencharakter annehmen. So wie die neue quantifizierende

Wissenschaft, »im Gegensatze zu der antiken Trennung der arbeitenden Hand von dem wissenschaftlichen Geiste, die schöpferische Verbindung der Industriearbeit mit dem wissenschaftlichem Nachdenken« ⟨W. Dilthey⟩, nicht eine Fortbildung der der qualitativ-organologischen Weltansicht des Mittelalters und der Antike darstellt, sondern einen schroffen Bruch mit ihr, so auch die neue Wirtschafts- und Arbeitsgesinnung, die mit jener eine strenge innere Stileinheit darstellt. Die Galilei, Lionardo, Benedetti, Ubaldi, welche die neue Dynamik der antiken Statik hinzufügen, knüpfen überall an Aufgaben der Festungstechnik, der Schiffahrt, des Städtebaus, der Schiffskonstruktion und Schiffsausrüstung an. Nicht eine nachträgliche »Anwendung« rein spekulativ gewonnenes Naturerkenntnis ist darum auch die neue Technik, sondern diese Erkenntnisart mit ihrem Ziel auf die »undae quantitates« ist selbst bereits aus dem neuen Bürgergeiste geboren und in ihren Kategorien bereits durch den neuen Willen zur Herrschaft über die Natur bestimmt. Wohl »meinten« die Forscher-individuen nur der »Wahrheit« zu dienen. Aber ihre intellektuelle Organisation selbst, die Kategorien, in denen sie beobachteten und forschten, waren bereits durch eben den Geist der Rechenhaftigkeit bestimmt, der sich im neuen kaufmännischen Hauptbuche seine Form gegeben hatte. Wie stark die irreführende Neigung vieler Historiker ist, auf ein mangelndes Können zu schieben, was faktisch einem grundverschiedenen Willen und einer neuen Gesinnung entspricht, zeigt Sombart — der diese Neigung so scharf bekämpft — selbst an zwei Stellen seines Werkes. So führt er einmal die mannigfachen Fehler und Ungenauigkeiten der vorkapitalistischen kaufmännischen Rechnungsbücher ganz ernstlich auf mangelhafte Rechenkunst der Beteiligten zurück, die nach Keutgen bestehende Lückenhaftigkeit vieler mittelalterlicher Stadtgesetze auf die zu geringe rationelle Denkfähigkeit. Wer sähe aber nicht, daß die erste Erscheinung einfach auf der größeren Gleichgültigkeit gegen genaue zahlenmäßige Bestimmungen, aus der Einstellung auf die noch qualitativ umgrenzten Hauptposten beruht, die zweite aber darauf, daß prinzipiell die ganze Gesetzgebung nur als eine Erfüllung der Lücken dessen galt, was nicht schon durch Gemeinschafts-Sitte, Tradition, Treu und Glauben als geregelt galt? Es ist immer wieder derselbe geschichts-

philosophische Grundfehler, in den unsere Moral-, Rechts-, Kunst- Wirtschaftsgeschichte so ungemein leicht verfällt: die geschichtlichen Tatsachen bereits auf unsere kapitalistische Geistesstruktur, ihre Maßstäbe und Ideale zu beziehen und ein »Nichtkönnen« da zu sehen, wo ein anderes Wollen, eine andere Gesinnung, ein anderes Ethos, vorlag. Immer noch ist es der heimliche Glaube unserer »Gebildeten«, daß z. B. die Griechen eine Produktionstechnik und eine auf Maß und Zahl aufgebaute naturbestimmende Wissenschaft in unserem Sinne nur darum nicht besaßen, weil sie eben noch »nicht so weit waren«. Was faktisch ein Nichtwollen war — selbstverständlich gegenüber einer Gott und vernunftdurchdrungenen Welt, einem »Kosmos«, der Liebe, Anschauung, Verehrung allein fordern konnte — hält man auch hier für ein Nichtkönnen. Aber erst die Entgottung, Entseelung und Entwertung der Natur und Welt, welche der hyperdualistische, Gott und Welt, — Seele und Körper auseinander reißende, protestantische Geist der Neuzeit bewirkte, der neue Welt- und Qualitätenhaß, der ihn mehr wie eine neue Gottesliebe regierte, konnte die Natur als die träge Massenhaftigkeit sehen, die man durch formende Arbeit erst zu einem Wohngebäude für Menschen einzurichten habe. Dies Beispiel diene für viele.

II.

In dem deskriptiven Teile seines Werkes stellt Sombart das Wesen des Unternehmungsgeistes und des Bürgergeistes in getrennten Abschnitten dar. Das psychologische und das genetische Verhältnis der beiden Grundkomponenten des kapitalistischen Geistes bildet ohne Zweifel die tiefste Schwierigkeit, die sich der Lösung des Problems entgegenstellt. Schon indem Sombart sein Buch »Der Bourgeois« betitelt, zeigt er, daß es der Bürgergeist ist, dem er das genetische Primat in der Bildung des kapitalistischen Geistes einräumt. Was für diese seine Auffassung spricht, ist vor allem die Frage, wie sich die positiven, kraftvollen, weite Pläne fassenden und erwägenden, kühnen und organisationsschaffenden Naturen, die sich zur »Unternehmung« großen Stils als geeignet erwiesen, gerade dem Wirtschaftsleben und zwar in seiner normalen Breite zuwandten, ihre Kräfte gerade darein ergossen. Denn eben darin liegt die Paradoxie des

Kapitalismus, daß Menschen der genannten, biologisch und geistig hochwertigen Eigenschaften, die sicher nicht von Hause aus zur Betätigung im wirtschaftlichen Erwerbsleben drängen, hier die Führer des Wirtschaftslebens werden. Der Krieg, der Staatsdienst, der Kirchendienst, die koloniale Unternehmung, eventuell Straßenraub, Piraterei und ähnliches, das »liegt« doch von Hause aus dieser Geistesart viel näher als Gewerbe, Handel, Industrie, das bietet ein weit adäquateres Feld ihrer Kraftbetätigung. Wieso flossen diese Kräfte in das Wirtschaftsleben? Wieso kam es, daß sie diesem in der Antike und im frühen Mittelalter verachtetsten Zweig der menschlichen Betätigung ihre heiße, große, stürmische Seele gaben? Wieso wurde der heldische und geniale Menschentypus auf ein Gebiet gedrängt, dessen Wesen nüchterne, kontinuierliche Arbeit und Rechnung ist? Man kann auch sagen: Wieso wurde das pure Wachstum des Geschäftes und der Unternehmung — das doch ursprünglich ganz zur Sphäre der Privatinteressen gehört — mit einer reinsachlichen Hingabe und mit einer auf Unterhalt und Bedarf nicht mehr bezogenen genialen Hastigkeit ergriffen, die ihrer eigensten Natur nach nur überindividuellen Werten, dem Staate, der Religion, dem Glauben, dem Kriege für das Vaterland, der Wissenschaft und Kunst sich zuzuwenden pflegen und sich früher auch nur ihnen zuwandten? Daß man sein Leben und seine Kräfte für Staat und Land, für den geglaubten Gott, für Kunst und Wissenschaft aufreibe, das ist natürlich und sinnvoll. Aber wieso konnte an die Stelle dieser Dinge der neue, der »kapitalistische« Heroismus für das »Geschäft« und sein Wachstum treten? Man kann sich nur denken, daß diese Kräfte, die einmal vorhanden nach Betätigung verlangten, zwangsläufig sich dem neuen Felde zuwandten, und dies darum, da die bereits vom Bürgergeiste langsam umgeformte Ordnung der Gesellschaft, ihre neue Moral, ihr neues Rechtsbewußtsein usw. die Erfassung adäquaterer Gebiete ausschloß, ja diese zum Teil als Übel und Verbrechen brandmarkte und sie eben damit zwang, auf dem Boden der neuen wirtschaftlichen Ziele der Dampf für den neuen Fortschritt zu werden.

Die alten Kräfte hatten ihre »Moral« verloren und die neue Bürgermoral nahm sie in ihre Dienste und spannte sie an ihren Wagen. Nicht also der Unternehmungsgeist, die heroische Komponente im Kapitalismus, nicht der »Königliche Kaufmann« und Organi-

sator, sondern der ressentiment erfüllte Kleinbürger, der nach größter Lebenssekurität und Berechenbarkeit seines angsterfüllten Lebens durstet und das von Sombart so trefflich geschilderte neue bürgerliche Tugend- und Wertsystem ausbildet, schritt in der Bildung des kapitalistischen Geistes voran. Gewiß kommt alle quantitative Größe, aller Machthunger über die Natur und ihre Kräfte, all die Bewältigung neuer, großer Massen durch organisatorischen Willen, stammt die ganze wilde Schönheit der kapitalistischen Welt, gleichsam die Saekularisierung der religiösen und Machtromantik zur technischen und Utilitätsromantik nicht aus dem »Bürgergeiste«. Er allein hätte nimmer den Kapitalismus erzeugt. Und es wäre ein Mißverständnis des Sombartschen Buches, wenn man aus dem in dieser Hinsicht einseitigen Titel »Der Bourgeois« dieses als seine Meinung folgern wollte. Der Bürgergeist, für sich genommen, strebt zur wohlgepflegten Herde und ist im Kerne auch wirtschaftlich unfruchtbar. Wer aber darum sagen wollte, daß die Träger des »Unternehmungsgeistes,« der neue Herrschaftswille über die Natur, daß mit einem Worte die geistig, ethisch und biologisch aktiven, positiven, die — mit Max Weber zu reden — das »Heldenzeitalter des Frühkapitalismus« begründenden Kräfte voranschreitend die kapitalistische Ordnung entwickelt hätten, der gibt auf die obengestellte Frage keine Antwort. Auch die geistvolle Wendung W. Rathenaus, der die Gesamterscheinung vom geistigen Standort des Unternehmers ansieht, es sei gar nicht zu fragen, wie der Staatsmann zum rechnenden Bourgeois und geschäftlichen Unterhändler für die besitzende Klasse geworden sei, sondern wie sich langsam der Gewerbetreibende und Kaufmann mit einer Art staatsmännischer Gesinnung gegenüber seinem Geschäfte und Unternehmen erfüllt habe und dieses wie ein selbstständig wachsendes uns forderndes Wesen ansehen gelernt habe, gibt die Antwort nicht. Der Staat ist eben faktisch eine überindividuelle Wirklichkeit; das Geschäft — wie groß es immer sei und wie vieler Menschen Interessen an seinem Bestande und seinem Gedeihen teilnehmen — ist es nicht und es heißt, einer Illusion und Fiktion dienen, es also zu behandeln. Wie kam es zum Dienste an dieser »Fiktion?« Daß die wesentlichen Fortschrittsphasen innerhalb der Geschichte des Kapitalismus an den Unternehmertypus geknüpft sind — das freilich

duldet gar keinen Zweifel. Auch die Führung in den ursprünglichsten größeren Leistungen des Frühkapitalismus hatte stets dieser Typus und nicht der sparende, sein Gewerbe, Handwerk oder kleines Kaufgeschäft langsam erweiternde Kleinbürger, wie der Florentiner Wollhändler, die englischen tradesmen, die französischen marchands, die jüdischen Schnittwarenhändler oder gar die Self made men im Stile von Ohnets »Hüttenbesitzer«, die »bekannten Knoten der ersten Generation«, wie sie Sombart nennt. Es ist selbst nur eine liberal-kleinbürgerlich-spießige Geschichtskonstruktion, welche diesen Typus und den Übergang des kleinen Handels und Handwerkskapitals in Produktionskapital in den Vordergrund stellt, um dann über das furchtbare, exzessive Naturphänomen des Kapitalismus die »sittliche Weihe« einer durch »Treue, Fleiß und Sparsamkeit« entstandenen normalen geschichtlichen Kumulationserscheinung auszugießen, in deren Werden alles gemäß der »sittlichen Weltordnung« zugegangen sei, der Brave belohnt und der Böse bestraft wurde. Aber eine andere Frage als die nach den Fortschritten und ursprünglichen Leistungen ist die Frage nach dem Geiste und der Geistesart, durch die jene Leistungen möglich wurden. Und hierin eben ging der »Bürgergeist« voran. Es ist darum besonders erfreulich, daß Sombart besonders im sechsten und siebenten Kapitel seines Buches die Übergangserscheinungen, die von den älteren Auswirkungsformen des kühnen, kraftvollen Unternehmungsgeistes in die neuen eigentlich kapitalistischen herüberführen, einer eingehenden Betrachtung unterwirft. Solche sind ihm besonders die Söldnerführer und die Bandenführer der italienischen Renaissance, in denen der Erwerbszweck der »Unternehmung« freilich noch durch Ruhmgier in Schranken gehalten ist, denen aber schon durch die Aufgabe der Fürsorge für die Bande zum Teil ähnliche Aufgaben obliegen, wie dem kapitalistischen Unternehmer. Innerhalb der Grundherrschaft und den italienischen Tyranneien des Trecento und Quattrocento, in denen der moderne Staat, absolutes Fürstentum, berechnende und allseitige Organisation großer Massen für bestimmte Zwecke — ohne moralische Hemmung — geboren sind, bilden sich gleichfalls die großen Kräfte der Organisation und Herrschaftskunst über Menschen zu rationellen Zwecken aus. Überall bildet der zusammengesetzte Typus von Kriegsmann und Erwerbsmensch den Übergang. Mit Verwun-

derung hören wir die Zahlen der Freibeuter, Seeräuber, Entdeckungsfahrtunternehmer mit Erwerbszwecken, die es bis ins 17. Jahrhundert in Italien, Frankreich, England, selbst Deutschland gab, Typen, die ganz allmählich in die italienischen Handelsgesellschaften und in die großen Handelskompagnien des 16. und 17. Jahrhunderts übergehen. Ganz im Sinne des oben Gesagten gewahren wir an der Spitze der holländischen Faktoreien und der ostindischen Kompagnien und der englisch-ostindischen Kompagnie eine Menge Angehörige des Adels, »denen sich hier ein Ersatz bieten mochte für die verminderte Tätigkeit des Berufskriegers im Heimatlande«. Freibeutergeist erfüllt alle diese Unternehmungen, die später bekanntlich zum Ausgangspunkt auch großer politischer Machterweiterungen geworden sind. Es folgen als neue Typen die Feudalherrn, die häufig in Verbindung mit bürgerlichen Geldmännern an ihre ursprünglich nur der Bedarfsdeckung und dem seigneuralen Luxus dienende Grundherrschaften Industrien angliedern und ihre Wirtschaft allmählich zu einer Erwerbswirtschaft ausgestalten. Die innigste Verbindung von Feudalismus mit moderner Erwerbsgier zeigen die auf die Negersklaverei begründeten Plantagenbesitzer der Südstaaten Nordamerikas. Der Fürst und der Staatsbeamte merkantilistischer Färbung, der den Staat zum Vertreter der Ware macht ‹reinster Typ Colbert› gehen überall weit hinaus über die noch stark mit traditionalistischem Geist erfüllte Kaufmannschaft und werden deren Vorbild. Gustav Wasa, Colbert, Friedrich d. Große, Frh. v. Heinitz entsprechen diesem Typ, wobei die absolute Fürstengewalt allein schon die Gefahr einer zu großen Bureaukratisierung ausschloß und das unternehmerische Vorgehen leicht, schmiegsam, beweglich gestaltete. Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts gesellt sich zu diesen Unternehmertypen ein Heer von Spekulanten, in denen sich Projektenmacherei und Unternehmungsgeist verbinden ‹Südseeschwindel in England, Lawsches System in Frankreich› und die die Spielwut der Menge gewaltig anstacheln.

Die Anfänge des Bürgergeistes findet Sombart in Florenz um die Wende des 14. Jahrhunderts. Sein typischer, menschlicher und literarischer Ausdruck ist ihm L. B. Alberti, der in seinen Büchern Del governo della famiglia alles das schon gesagt haben soll, was später Defoe und B. Franklin — der seit langem als der »Heilige« des Bürger-

geistes gelten darf — auf englisch gesagt haben. Sombart führt den »Bürgergeist« in letzter Linie auf einen biopsychischen Typus zurück, der nur auf Grund der Blutmischung verstanden werden kann. Gerade an dieser gefährlichsten, dem Angriff derer, die »wahr« und »beweisbar« für identisch halten, offenliegendsten Stelle seines Werkes, müssen wir ihm prinzipielle Zustimmung zollen. Wer mit vielen Grundtypen des Menschentums vertraut und feste, klare Bilder von diesen in seinem Geiste die seelische Einheit eben dieses Typus in allen seinen Lebensäußerungen einmal geschaut und gefühlt hat, der wird sich durch niemanden aufschwatzen lassen, daß hier ein Werk des »Milieu«, der »Erziehung«, der Anpassung und Gewohnheit vorliege. Aber das muß auch wohl Sombart zugestehen, daß er einen strengen Beweis für diese These nicht geführt hat. Was ist nun aber dieses sonderbare Naturspiel des Menschen, das Sombart »Bourgeois« nennt? Man hat in neuester Zeit auf verschiedene Weisen versucht, zwei Typen zu scheiden, unter deren eine sicher auch der Bourgeois fällt. H. Bergson scheidet den »homme ouvert« von dem »homme clos«, W. Rathenau den »Mutmenschen« vom »Furchtmenschen«, W. James den aus einem Bewußtsein des Überflusses von Leben, Geist, Kraft entspringenden Typus der »Selbsthingabe« von dem Typus der »Selbstbeherrschung«. Sombart, der die beiden Typen mit ihrer besonderen Ausdrucksform innerhalb des Wirtschaftslebens allzusehr gleichsetzt, spricht von verschwenderischen oder seigneuralen und haushälterischen oder bourgeoisen Naturen, solchen, deren Wesen luxuria oder avaritia ist, solche, die wesentlich »herausgeben« und solche, die wesentlich »hereinnehmen«. Keine der genannten Begriffsbestimmungen erschöpft den Kern dieses nur anschau- und fühlbaren Wesensgegensatzes, jede ist in ihrer Art richtig. In unendlich vielen Beziehungen spricht sich dieser Wesensgegensatz aus. Der erste Typus liebt das Wagnis und die Gefahr, hat das unreflektierte Selbstwertgefühl, das in Liebe zur Welt und der Fülle ihrer Qualitäten von selbst überströmt und alles neidische oder eifersüchtige Sichvergleichen mit anderen fernhält, »sorgt« sich nicht für sich und die Seinen, nimmt das Leben leicht und läßt leben und nimmt nur ernst, was die Personsphäre der Menschen berührt, er hat das große, unbegründete Vertrauen zu Sein und Leben, das alle

apriori kritische, mißtrauische Haltung ausschließt, ist kühn, opferfreudig, large in allen Dingen und wertet die Menschen nach ihrem Sein und nicht nach ihrer nützlichen Leistung für die Allgemeinheit. Der zweite Typus lebt von vornherein unter dem natürlichen Angstdruck des minderwertigen Vitaltypus, der ihn Gefahr und Wagnis scheuen läßt, der den Geist des Sichsorgens, damit die Sucht nach Sicherheit und Garantie in allen Dingen, nach Regelhaftigkeit und Berechnung aller Dinge gebiert, er muß sich selbst sein Sein und seinen Wert verdienen, sich durch Leistung sich selbst beweisen, da eben in jenem Zentrum der Seele Leere ist, wo im anderen Typus die Fülle ist, an Stelle der Liebe zur Welt und ihrer Fülle tritt die Sorge, mit ihr, der Feindlichen, fertig zu werden, sie quantitativ zu bestimmen, sie nach Zwecken zu ordnen und zu formen. Wo jener gönnt und leben läßt, da vergleicht dieser und will übertreffen. Seine Herrschaft wird zum System schrankenloser Konkurrenz führen und zum Fortschrittsgedanken, in denen nur das Mehrsein über einen Vergleichsfall ⟨Mensch oder Lebens- oder Geschichtsphase⟩ hinaus als Wert überhaupt empfunden wird. Wo jener schaut und kontempliert oder in sachhaften Willensakten sich verlierend aufgeht, da wird dieser sorgen und rechnen, über die Mittel die Eigenwerte der Ziele, über die Beziehungen das Wesen der Sachen vergessen. Wo jener seiner Natur und ihrer inneren Harmonie vertraut, wird jener mißtrauisch gegen sein Triebleben ein System von Sicherungen errichten, durch das er sich beherrscht und züchtigt. Auch das scheidet: »Der Eine fragt, was kommt darnach, der andere, was ist recht, so aber unterscheidet sich der Freie von dem Knecht« ⟨Storm⟩. Noch viel wäre über diesen Gegensatz zu sagen und doch nichts Erschöpfendes. Er muß erschaut und gefühlt sein. Nicht folgen können wir Sombart, wenn er diesen Gegensatz — hier offenbar von Freuds Theorien berührt — in letzter Linie auf Gegensätze des geschlechtlichen Liebeslebens zurückführt. Gewiß ist der Bourgeois auch das Gegenstück einer »erotischen Natur«, wenn man mit »erotisch« hier das alle geschlechtliche Scheidung weit überragende und viel ursprünglichere Moment der emotionalen Hingabe an Werte überhaupt ⟨Welt, Gott, Vaterland, Schönheit usw.⟩ versteht. Aber, daß sich diese zentrale Typenverschiedenheit nun auch im Geschlechtsleben ausspricht,

der Mann, für den die Frauen etwas bedeuten, meist auch einen Zug zur wirtschaftlichen Verschwendung hat, der Geizige meist auch geschlechtlich wenig reizbar ist, das erscheint doch mehr als eine nebensächliche und untergeordnete Folge dieses umfassenden Konstitutionsunterschiedes als seine Ursache. Die mehr als fragwürdige Freudsche Lehre, wonach alle Arten von Liebe bloße »Ausstrahlungen« der libido sind, hätte Sombart nicht voraussetzen sollen. Außerdem finde ich, daß Sombart seinen Bürger weit besser und schärfer zeichnet als seinen Seigneur, dem er oft Züge verleiht, die diesem Typus erst angehören, wenn er verlumpt und sozial überflüssig wird. Sombart möge doch gerade hier nicht vergessen, daß gerade die nicht mehr auf edle Lebensqualitäten gehende, liebegeleitete, sondern bloß auf den Sinnesgenuß bei vielen Weibern oder auf Geld und Besitz abzielende ‹Geldheirat, deren Bedeutung er selbst in seinem Luxus und Kapitalismus so klar hervorhob!› Vermischung des seigneuralen Typus mit dem Bürgertypus ohne Zweifel eine Hauptursache zum Sieg des Bourgeoistypus und zum Untergang des seigneuralen Typus darstellt. Gerade die wahllose und von der Bewegung des Gesamtgemütes losgelöste gesteigerte Geschlechtssinnlichkeit ist eine spezifisch bourgeoise Erscheinung, wie sehr auch die Bürgermoral sie nur mit »schlechtem Gewissen« und darum heimlich und in dunklen Winkeln sich betätigen läßt. Eine Welt scheidet die seigneurale, helläugige, vornehme und ritterliche Liebesemotion der Provencer Dichter und des Minnesangs von der verkünstelten Sinnlichkeit des 18. Jahrhunderts in Frankreich, wo auch der Adel bereits mit der bourgeoisen Roture und ihren Instinkten völlig durchsetzt ist. Der Dualismus von »Denken« und »Sinnlichkeit«, der Ausfall der sie verbindenden Sphäre von Leidenschaft und tiefer Gemütsbewegung ist überall und auch hier ein echt bürgerliches Phänomen. Zu der Aufdeckung des Bürgergeistes in Albertis Familienbüchern hat Sombart einen in mehr als einer Hinsicht wertvollen Schritt getan. Zunächst ist hierdurch der Beweis erbracht, daß die neue Bürgermoral nicht erst auf protestantisch-calvinistischem Boden entstanden ist; eine Tatsache, die schon durch die frühe Ausbildung des Kapitalismus in Florenz und Oberitalien erwartet werden konnte. Alberti zuerst erklärt ganz offen die Sparsamkeit nicht für eine Not-

wendigkeit für die Armen, als die sie stets galt, nicht für eine Tugend im Sinne der christlichen Askese, im Sinne der »freiwilligen Armut«, sondern als eine Tugend für die Reichen. Was wir selbst anderenorts als eine der Haupttriebkräfte der modernen Bürgermoral — nicht der christlichen, wie Nietzsche irrig meinte — im einzelnen aufwiesen, das Ressentiment — hier Ressentiment gegen den seigneuralen Lebensstil — ist nach Sombart »der Grundzug in den Familienbüchern Albertis«. Aus kindischem Haß gegen die Signori gewinnt er seine Maximen. Und in ekelhaftester Weise fälscht der Irreligiöse und zugleich Kurientreue dabei die christlichen Werte herab, indem er den der Befreiung des Geistes dienenden christlich-asketischen Regeln ‹Keuschheit, Einfachheit der Lebensweise usw.›, geboren aus tiefstem inneren Reichtumsgefühl und ritterlichster Haltung gegen die »Neigungen« überall die gemeinen utilitarischen Zwecke seines Wollwebersinnes unterschiebt. Gefolgschaften, wie sie der Seigneur liebte, sind ihm »schlimmer als wilde Bestien«. Die Sparsamkeit ist ihm eine »heilige« Tugend! Die Umwertung der christlichen Tugenden in die Utilitätsmoral, die Ausgießung des sie tragenden Pathos auf die neuen Krämermaximen erscheint hier in so naiver und so grotesker Gestalt, daß man sie — hier einmal gesehen — auch in den versteckteren späteren Formen immer wieder erkennen wird. Die Maximen, unter denen der Kaufmann gute Geschäfte macht ‹»Ehrlich währt am längsten«, Zuverlässigkeit in der Einhaltung von Verträgen, »reelle« Bedienung, kredithebende bürgerliche Wohlanständigkeit, onestà, honêteté, honesty, die Geschäftsmaxime der »Solidität«, deren zugehörige Inbegriffe von Handlungen›, die auch solchen echter Tugend irgendwie äußerlich gleichen können, werden jetzt — zu Tugenden umgelogen. Von diesem ersten Anfang der Verschiebung und Umkehrung aller sonst in der Geschichte geltenden Lebenswerte an verfolgt Sombart den Wandel der führenden Lebensideale des jeweilig herrschenden Typus des Bourgeois bis zum »modernen Wirtschaftsmenschen« unserer Tage. Im »Bourgeois alten Stils« behielt die vorkapitalistische Vorstellung, daß Wirtschaft dem Wohle des Menschen diene noch eine gewisse Gültigkeit. Noch führt das »Rentnerideal,« führen in der Ferne fühlbare Ziele, zu denen Erwerb und Reichtum dienen soll, ihre Herrschaft. Die modernen Unternehmer aber sagen übereinstimmend auch das

Gegenteil von diesem »Ideale« aus. Ihnen ist Blüte, Wachstum des Geschäfts als eines selbständigen Wesens, ist die Steigerung der Überschüsse so Selbstzweck geworden, daß dadurch jede Rückbeziehung auf Menschenwohl und -wehe ‹mit Einschluß ihres eigenen› völlig verschwindet. Der Unternehmer folgt oft wider Willen der Expansionstendenz der Unternehmung, des »Geschäfts«. Mit vollem Recht hebt Sombart das hilflos Monomanische in den Antworten hervor, die Leute wie Carnegie, Rockefeller, Dr. Strausberg auf die Frage, warum sie das alles taten, gaben. Ein hier fragender Sokrates könnte die Antworten in der Tat nur als Zeichen eines monomanischen Wahnsinns erklären. Die vier infantilen Ideale: das sinnlich Große ‹der »Riese«›, die rasche Bewegung ‹Kreisel›, das Neue und das Machtgefühl scheinen Sombart als die Leitideen des herrschenden Wirtschaftstypus. So geistvoll die Bemerkung ist, wir möchten ihr nur so weit folgen, als sie die ungeheure Vereinfachung und den Rückfall in den Primitivismus des Motivationslebens in unserer Zeit ‹bei äußerster Differenzierung des Denkens, das diesen einfachen Motiven dient› zum Ausdruck bringt. Sombart zeigt nicht den Grund der Erscheinung. Er dürfte darin liegen, daß ‹sei es mit einem Operettenschlager, sei es mit einem neuen Absatzartikel, sei es mit einem organisatorischen Großbankunternehmen› derjenige heute am meisten Erfolg hat, der in seiner eigenen seelischen Haltung am meisten die »Masse« in sich selbst trägt. Die Massewerte selbst entspringen ja durch Dedifferenzierung der Individuen in unwillkürlicher Nachahmung aller von allen. Die Masse ist eo ipso das, was der Mensch als »Kind« ist. Sie ist das Kind im Großen. Dem entspricht die moderne Geschäftsmaxime: Größter Absatz ‹gleichgültig welcher Qualität› und kleiner Gewinn vom Einzelstück. Wer das Gefühl für die größte Absatzfähigkeit einer Sache hat, hat den Erfolg. Daß die besondere Reinheit der Massenseele, der Massenbedürfnisse — paradoxerweise in einem Individuum — selbst wieder eine gar nicht massenhafte, sondern äußerst seltene Sache ist, also nur eine Minorität es ist, die der Masse klug und richtig zu dienen vermag, das liegt durchaus in der Forderung der Logik. Auch die bürgerlichen Tugenden des Alberti und des Franklin haben ihren Ort gewechselt. Früher hatte sie der Mensch — heute sind sie in die Geschäfte selbst hineinge-

wandert. Sie sind das Öl des Geschäftsmechanismus geworden. Fleiß beruhte früher auf Willensakten der Person. Heute reißt das Geschäftstempo den Unternehmer in sein eigenes Tempo hinein. Analog sind Sparsamkeit und Solidität innere Regeln des Geschäftsmechanismus geworden, die ein seigneurales Verhalten des Inhabers des Geschäfts in seiner Privatwirtschaft oder die persönliche Unsolidität des gegenwärtigen Inhabers einer »soliden Firma« nicht ausschließen. Wie mit der Klugheit der »Maschinen« und »Methoden« die menschlichen Personen nicht schritthalten konnten, so auch nicht mit den »Tugenden« der Geschäfte. —

Sombart hat auch den Versuch gemacht, das unendlich weit schwierigere Problem der Ursachen des kapitalistischen Geistes anzugreifen. Er hat besonders über die biologischen Anlagen der Völker, aus deren Zusammensetzung und sukzessiver Blutmischung sich die Naturgrundlage der europäischen Geschichte aufbaut, über die Wirkung der großen Religionen und Philosophien eigenartige Thesen — wie uns scheint oft fragwürdiger Art — aufgestellt. Wir hoffen anderenorts hierauf zurückzukommen.

Im Leben des individuellen Geistes ist klare Bewußtwerdung der uns unterbewußt leitenden, seelischen Faktoren nicht ein gleichgültiger Zuwachs von Erkenntnis zu diesen, die wir dann »anwenden« könnten, wie ein erkanntes Gesetz der äußeren Natur. Der Prozeß des Erkennens ist hier selbst ein Prozeß der Befreiung und der langsamen Abtötung jener Kräfte. Nichts ist tötlicher für ein altes Erlebnis, mit dem wir »nicht fertig« wurden, als der Strahl der Erinnerungshelle, der darauf fällt. Eben dies gilt auch für die Funktion, welche die historische Erkenntnis gegenwärtig an der Struktur des kapitalistischen Geistes zu vollziehen sich anschickt. Indem wir die Struktur uns vergegenständlichen, hört sie auf, uns zu beherrschen — sinkt sie unter uns. Sombarts Werk, dem neben seiner Erkenntnisbedeutung diese Heilkraft der historischen Besinnung in hohem Maße einwohnt, ist ein weithin sichtbares Flammenzeichen, daß die Tage des »Kapitalismus mit gutem Gewissen« vorüber sind. Was er uns an Zukunftsperspektiven schuldig bleibt, ersetzt diese Heilkraft seines Buches: »Es ist das Glück des Historikers, daß seine »Tatsachen« ihrem Wesen nach niemals so fertig, so unabänderlich,

so unerlösbar sind wie die vergangenen »Tatsachen« der Naturgeschichte, die nur erschlossen sind. Denn erst im Sinnzusammenhang des Ganzen der Menschengeschichte — mit Einschluß ihrer jeweiligen Zukunft — erhält hier die vergangene »Tatsache« selbst — nicht etwa ihre bloße Deutung und Auffassung durch den Historiker — ihren vollen Gehalt. Noch sind wir alle nicht frei genug vom »Geiste des Kapitalismus«, um den Menschentypus, der ihn trug, voll »verstehen« zu können. Noch müssen wir ihn mehr oder weniger hassen — und das heißt mißverstehen. Aber die Zeit, da wir auch ihn noch lieben dürfen, wird kommen. Dann wird er vielleicht eine versöhnlichere Gestalt im neuen Bilde annehmen, als die ist, die Sombart von ihm zeichnet. Im Bilde eines armen, monomanischen Riesen, der in der Erde dunkel sinnlos wühlen mußte, sich selbst alles versagend, was die Wonnen des irdischen und himmlischen Lichtes bestrahlen, schuf er — kraft einer Art von welthistorischer Arbeitsteilung — den Tanz- und Tummelplatz für einen neuen Menschen, sich selbst dessen unbewußt, — was er tat und darum nicht ohne den tragischen Charakter eines blinden Helden. Aber seine volle historische Tatsächlichkeit selbst und erst recht ihr »Bild« in unserem Geiste, wird ganz davon abhängen, was wir und unsere Kinder tun. — —

Max Scheler.

PAESTUM
EINE ELEGIE

I.
DIE VORFRÜHE

Gewalt brach an. Der Nacht geschah Gewalt.
Wahllos erwachte schwankender Alarm.
Schwer lallend kam verhallter Glockenschlag
Aus noch verschlafnem Tal. Kam Hahnenschrei
Aus grauen Mauern. Und es brach ein Streif
Aus bleichem Osten: Plötzlich angesagt
Dem Schlummer und dem traumlos stillen Land,
Wie eines Herrschers, der noch ferne ist,
Gebietender und rätselhafter Bote.
Der stand und blühte, reifte und umwand
Mit unwillkommen kaltempfangnem Schein
Die starrgezackte Wand des Nachtgebirgs
Und den in Abwehr schwarz geballten Wald.

Ach, wie ein Weib, aus gnadentiefem Schlaf
Jäh aufgeschreckt, sich in den Arm des Manns
Gerissen fühlt, und fremder Zeugungskraft
Feindlich und wehrlos unterjocht: so schwoll,
Vom Lichte schwanger, freudlos noch, die Welt
Mit Form und Farben. Denn verhaßt und schwer
Ist unsrer Erde die Geburt des Tags.
Nun aber sprang des Lebens dunkles Tor.
Aus allen Himmeln klang vertrauter Laut,
In Wind und nahen Wassern war Gesang

Und aller Dinge Sprache wurde hell
Und menschlichen Gedanken froh verwandt:
Der Tag trat in den Saal. Von Kraft umblitzt,
Rief er bei Namen jede Kreatur.
Und jede Kreatur erzitterte
Im innersten Gefüg vom Widerhall
Und leuchtete in ihrem Namen auf:
Gewölk ward Wolke, die gelöste Wand
Der Berge wurde Kuppe, Hang und Fels,
Die graue Fläche ward Gefild und Steg,
Und ein entfernter Donner rief: Das Meer!
Das heilige Meer, das sein besonntes Band
Auch heute um die neue Schöpfung schlang.
So schuf, ein Kind, der Tag sich seine Welt,
Die einzige. Das schönre Werk vielleicht
Ein andrer Tag, ein anderes gewiß
Der künftige: denn was die Nacht besaß,
Kehrt nie zurück.

Doch dies begehrt der Mensch,
Daß etwas daure. Nicht ein Wandrer nur
Und ein im Wandern Schauender zu sein
Und loszulassen jegliche Gestalt,
Wenn sie der Strom ruft, dünkt ihn gut genug.
Ihm ward am Anfang andrer Schöpfung Macht
Und des Befehlens wunderbare Kraft:
Daß stehen bleibe, was er schön genannt.

II.

DER MORGEN

Froh solchen Denkens, tiefgesenkten Haupts,
Doch leichten Schrittes, weil mir unbewußt
Erwartung brannte, bot ich nun die Stirn

Dem Seewind, der miteins herüber strich
Und hob das Auge stolzen Mutes.
Da
Stand über braunes Steppengras erhöht
Poseidons Tempel. Schattend. Weiterhin
Noch größrer Wunder Ahnung oder Ausklang,
Gereihte Säulen, Giebel und Gebälk,
Grauknöchern: Das vergitterte Gerippe
Vom Himmel ab geschleuderter Giganten,
Die langsam hier im Dünensand vermodern.

Und mir entsank der Sprache rascher Mut.
Herwandern sah aus meinen flachen Tagen
Ich winzig mich im griechischen Gefild,
Ein später Gast und schon verräterisch
Nach Rückkehr schielend, flüchtigen Besuchs,
Vorwitzig, viel betastend, nichts gewillt
Und zwecklos, wie ein Ameis, der am Stamm
Hinauf, hinab läuft, ohne Sinn und Rast:
Nicht anders auch am Riesenbaum der Zeit
Erschien ich mir, wie ein Insekt, im Schorf
Uralt erstorbener Vergangenheit
Tiefhin verirrt, ganz ratlos und beraubt
Des Rückwegs in die leichte Gegenwart,
Die über mir mit fernen Blüten schaukelt,
Schon nicht erreichbar mehr dem Nahenden.
Und so gefangen in Vergangenheit,
Gebannt ins unvertraute Labyrint
Unsagbar fremd gealterter Gestalt,
Steh ich in Tages Mitte, umgewandt,
Ein Griechenträumer, und es hallt mein Gang
Unwirklich laut in den gespaltnen Hallen.
Sieh: Alles hier ist zauberhaft erstarrt:
Kalt ragt der Schaft, stumm lastet das Gebälk,
Verharrschtes Leben, schweigsam. Mit Gewalt
Zerbrochne Säulen, noch im Sturz geballt,

Stückweis dem Grund verwachsen, ragen auf
Aus hartem Gras, nun jegliches für sich
Ein Monument. Und selbst die Gräser stehn
Wie Bäume, aufrecht, ernsthaft und verteilt.
Doch wo der Himmel zwischen Steinwerk leuchtet,
Ist seine Form von gelben Säulenschäften
Wie eine hohe Amphora geschnitten:
Am Hals metallblau, an geschwungner Mitte
Meergrün glasiert, und unten, angeschmiegt
Dem Fuß, als Zeichnung kühner Töpferhand,
Gebirge, die der Schnee deckt, die auf Hängen
Zerstreute, weiße Stätten stiller Menschen,
Noch tiefer unten grüne Fluren tragen
Mit Bäumen und mit Büffelherden, klein,
So klein, daß nur das Aug hält, was der Stift
Verlieren müßte in der Zeichnung. Welt
Und Jahreszeiten nur ein Farbenhauch,
Geschöpft aus Gottes freier Phantasie,
Ein Bilderspiel, ein Traum, für einen Blick,
Der dauern könnte, wie der Stein. Und so,
Aus Luft und Fernsicht wunderbar gefügt,
Unwirklich, greifbar, leuchtet das Phantom.
Und wie Du wanderst, wechselt Form und Bild:
Jetzt silbergrau der Hals, mit blauem Schmelz
Der hochgewölbte Bauch belegt, der steile
Und schmale Fall des Fußes am Gefäß
Voll Krakelur der Gräser, auf den Grund
Die freigeschwungne Landschaft eingeschmolzen,
Bald Heide, bald Gebirg und bald das Meer.
Und alles dies ist nicht der Tempel selbst,
Ist nur das Leben zwischen Stein und Stein.
So edel nämlich fügte sich der Form
Der Stein, so weise zwang ihn hohe Kunst:
Daß seiner Linien Gegenform im Raum
Zu neuer Formen Offenbarung ward
Und daß aus Säulen um des Gottes Altar

Des Weihgefäßes hohes Sinnbild trat.
Wo aber sind, dem Göttlichen so nah
Und Göttern so verwandten Schöpfersinns
Die Menschen, die Gestalter? Lange sah
Der Gott, die goldne Tagesbahn im Bogen
Vom Frühgebirg zur abendlichen Flut
Rastlos erneuernd, ihres klaren Sinns
Froh sonnenwärts gewandte Augen strahlen
Er, ein Genoss des tätigen Geschlechts.
Dann aber langsam losch, wie ein Gespräch,
Das allzuwach und starken Andrangs war,
Die Zwiesprach. Und es erbte von Geschlecht
Sich Müdigkeit und Abkehr zu Geschlecht,
Und innrer Unrast andre Gottesangst
Erdachte Andres viel.
Wann aber, Welt,
Wann kommt die Menschheit wieder, so, wie die,
Die solcher Kunst und Großheit kundig war?
Wann solcher Einfalt ungeschmückte Tat
Und wann die Zahl der fromm Verstehenden?
Wohl muß es so sein, daß die Menschen einst
Viel höher waren, oder mehr als die,
So nun auf Flügeln durch die Lüfte fahren,
Auf Stahlpalästen quer durchs Weltmeer stampfen
Und fernen Qualms den reinen Horizont
Fremd und gewaltsam, ohne Melodie,
Zu gradem Ziel durchschneiden: Mächtig scheint
Der Wille und sein vielgeschäftiger Sieg
Im Allerlei und dünngewalzten Sinn
Des Daseins uns. Doch heimlich wohnt die Angst.
Sie aber waren riesiger im Geist
Und, wenn auch karger wollend, mächtiger
Und so auf Erden, wie uns Sehnsucht bleibt.
Ihr zürnt, Genossen? Nun, so sagt mir doch
Was groß und dauernd ist. Denn wahre Kunst,
Gewalt des Geists und einig Weltgefühl

Der ungebrochnen Tat weiß nur von Größe,
Gehalt und Sinnbild: Und uns alle fällt
Gelächter an und Fluch der Kleinheit.
Schweigt!

III.

DER MITTAG

Schon brennt der Mittag näher. Hart und blau
Engt sich der Schatten um den Stein. Die Welt
Ist gottesnah und lauschend, so wie einst
Der Stunde tief geheimes Zeichen ahnend,
Und schleierlos, ein Glanzstreif, ruht das Meer.
Zu schweben scheint im Zittern heißer Luft
Ganz weiß von Licht Poseidons Heiligtum
Und leichter träumt es sich aus solchem Schlaf.

Gebete und Gesänge möcht' ich hören
Aus diesem Tempel, da der Glaube noch
Jung und gewiß war und wie Morgenwind
Vom Meer herüber, fruchtbar und gesund.
Und niedersteigen möcht' im Opferzug
Ich mit dem hohen Chor der weißen Priester
Zur nahen Dünung, Sänftigung des Schwalls
Vom Gott zu bitten, oder günstige Fahrt,
Da schon die Flut den nackten Fuß umgiert,
Dem Landmann drohend, doch den Schiffer lockend
Und so, mit ruhlos wechselndem Gesang,
Vom Glück den Menschen rauschend und vom Tod:
Das große Gleichnis unseres Geschicks.
— Vertan das Opfer, ausgetönt im Wind
Die Hymnen, die euch ehrten jeden Tag,
Urheilige Gewässer: Täglich wich
Unmerklich eure Welle, wo am Strand
Die Scheiterhaufen immer seltner brannten,

Unmerklich löschend so ein Endgeschlecht
Euch scheu noch Ehrender.
Doch stehen blieb,
Stein über ihrem Staub, der Tempel: stolz,
In zeitvernichtender Allgegenwart,
Dem Meer gebaut.
Nun, da der Glaube tot
Und verstummt der Gesang der Bekenner,
Ruhend in sich und geheimnisvoll
Jenem von Anfang verschwistert:
Der weithin atmenden Salzflut
Geweiht und dem rollenden Seegang,
Bleibt, über der wechselnden Menschen
Gedächtnis erhoben,
Poseidons Haus und des Glaubens Gebild
All künftigem Ahnen ein Zeichen, bestehn:
Gleich tief, gleich rätselvoll
Glaube wie Meer:
Aufbrandend in Menschheitsgezeiten
Und wieder ebbend, vielstimmig
Im Wandel der Sprachen, die Zeiten hindurch,
Siegreich ein rauschender Zaubergesang,
Unendlich: Glaube, wie Meer.

IV.

DER ABEND

Des Mittags honigsüße Ruh ist um.
Und da nun schon ein goldgesäumter Streif
Wie zum Empfang gelagerten Gewölks
Am tiefen Abendhorizonte brennt,
Das Taggestirn ins Flutbett zu geleiten,
Da schon vom Land ein dunkler Windhauch stößt
Und fern hinaus die Meeresfläche kräuselt,
Geschäftigen Diensts, dem Gott die Ruhestatt

Sanft aufzulockern und aufs neu zu glätten,
Erheb ich mich und setze meinen Fuß
Auf Heide, unscheinbar Gemäuer bald
Und allerlei Geröll, meerwärts. Es scholl
Hier einst der Markt der Stadt vom frohen Lärm
Der Heimgekehrten, der Begierigen
Auf Neuigkeiten, bunt, aus aller Welt
Und der Geschäftigen. Nun schreite ich
Durch Dünengras. Wo übers heiße Feld
Jetzt Bienen taumeln, lag einst Schiff bei Schiff
Im guten Hafen, froh des Heimatstrands:
Dies alles, zur Erinnrung eingeschrumpft,
Ist nun auch Jahresring am Baum der Zeit,
Zeitlos: Mir ist, als schritt ich körperhaft
Quer durch die Ewigkeit, ich lebend noch
Erzitternd, fremdher, schwerlich ungestraft. —
Und weiter, weithin unfruchtbaren Wegs,
Geh' ich hinaus. Und rückwärts schon versinkt
Das Heiligtum im welligen Land. Voraus
Jedoch erhebt sich Buschwerk und Gemäuer:
Ein Wachtturm aus der Sarazenenzeit,
Auf Klippenrand, jenseits der Brandung Saum,
Einst trutziglich ins Meer gebaut, damals,
Als schon die Tempel binnenwärts, gestürzt,
Nicht anders standen, als sie heute stehn.
Und heute, an den Wachtturm angelehnt,
Armselige Hütten, freundlich überwölbt
Von hundertjährigem Steineichenpaar
Und Kinderlärm im braunen Heidekraut:
Die Wacht im Meer ein breiter Bauernhof.
Und trocknen Fußes schreit ich durch den Ring
Des letzten Halbjahrtausends. Nahe schlägt
Mit leisem Schaumschlag, weiß, das Wellenband
Ans flache Land, verläuft und stirbt im Sand
Und hebt sich neu, lebendigen Atems.

Hier,

Hier steh' ich denn am Rand der Gegenwart:
Unendlich hin seh ich im Abendglanz
Die Wellen tanzen, gleißen und verheißen
Ein Undeutsames. Gänzlich leeren Spiels,
Gestaltlos lockend, fernsten Horizonts
Mit Farben trügend: wie der Zukunft ziemt.
An Muscheln aber, öden Sand und Tang
Verwesungsschaudernd stößt mein Fuß. Mein Blick,
Mein Wille, ganz vereinsamt, stürmt zurück,
Wo überm Hügelrand, im Abendblau,
Die hohen Giebel schweigsam trauern, wo
Die höchsten Säulen noch das Weltmeer schauen.
Einst schenkte diese unserem Wunschgeschlecht
Okeanos, der unerforschliche. Dann,
Unsäglich kargend, den reisigen Turm
Streitklirrender Zeiten. Zuletzt
Ein schmutzig Gehöft, zur Notdurft des Fischers
Am Gegenwartsstrand.
Soeben tritt hervor
Aus der rauchichten Tür seiner Hütte
Der bäurische Fischer.
Und zum Beweis, daß ich bin,
Daß ich seines Geschlechts bin,
Seines Daseins Genosse, jetzt und hier,
Seines Atems teilhaftig:
Grüßt er mich mürrisch.
Ach! fernab steht
Meine Seele in Götterhallen,
Welche dahin sind!
Meeresjenseits grüß ich Genossen,
Welche vielleicht einst
Kommen werden, wenn dieses Leben,
Dieses Gehöft hier und diese Stunde
Tief im Land und im Sande vermodern
Und das Träumen der Gegenwart
Tausendjähr'ge Erinnrung ist.

V.

DIE NACHT

Die Sonne dieses Tages sank ins Meer.
Es blaßt sein Bild und dämmert. Zwielicht ätzt
Die Farben fort. Still frißt Verwitterung.
Mühselig ist der Rückweg nun. Es trägt
Ihn kein Erwarten mehr. Kein Wunsch mehr prüft
Das Maß der Kräfte und der Wandrung Ziel.
Ein Säulenhain, nah dem Gestrüpp, erhebt,
Geborstnen Wohllauts, stumm den Lobgesang
Der gütigen Mutter, der Erhalterin
Ceres, der Ackersegnenden: und rings
Dorrt Scholl und Steppe. Gottgeweiht und blind
Und wie von Alter kindisch aber lallt
Er noch vergessne Hymnen. Alles, was
Einst Geist, fruchtschwere Wahrheit war und laut
Umjauchzt von Freude: Tot ist das. Und nur
Der Stein lobt noch die Götter: Fruchtbarkeit
Und Glück des Meeres. Dunkler Fluch vertrieb
Die Segensreichen, auf beglückter Stätte
Verbunden einst: Die Göttin morgenwärts
Zu Hängen des Gebirgs, den Gott des Meers
Jedoch gen Abend. Öd liegt nun das Feld.

Was aber ist solch heiligen Zwanges Sinn?
Und wo ist Dauer, wenn bei Göttern nicht?
Andacht schaut sie auf ewigem Thron. Doch sie,
Sie treibts, zu wachsen, denn es wächst die Zeit,
Nur unser Leben frißt Vergangenheit:
Wohin denn tritt der Fuß der Sterblichen
Und nicht dem Untergang entgegen? Weh,
Schon soviel Schönheit war auf dieser Erde
Und soviel Sehnsucht, die das Wunder schuf:
Vergebens. Dämmrung fraß, Nacht nahm sie fort
Und künftige Tage kennen sie nicht mehr.

Jetzt noch ist ahnend Rückschau hier gegönnt:
Noch glänzt dem Gott, schon fern erhöht, das Haus.
Doch ferner rollt und ferner seine Brandung,
Der Wind schon übertäubt sie. Bald, wie bald
Wird sie vom schwärmenden Gesumm der Bienen,
Vom Sommerlärm der Heide ganz erstickt sein:
Und dann ist Stille. Letzte Stille schleicht
Durch gottverlaßnes Land und knirschend wankt
Und bebt von Grund auf das Gebäu und stürzt,
Mit letztem Donner fern den Gott zu grüßen,
Der ihn dereinst mit Salzschaum angesprüht.
So wird es sein.
Still weiter wächst die Zeit. —
In ihres Wachstums Adern aber, Gott
Und Mensch und alle Schönheit nährend, kreist
Der Ewigkeit kostbarstes Blut: der Glaube,
Der allen Lebens letztes Gleichnis bleibt.

Und was war nun der Tag? Ein Atemzug,
Ein Lichtgedank, ein Lächeln, ein Verzug
Von weniger, als von Erinnerung:
Ein Blinzeln nur im ewigen Schlaf der Dinge.
Und nun kam wiederum, von je gewohnt,
Die Nacht: das flüchtig-leise Augenschließen
Des ewig aus sich selber wachen Geists.
Und also wacht ich auf aus diesem Tag,
Und meiner Irrfahrt in Vergangenheit.
Und unsere Sterne standen über mir.
Kuhläuten, Büffelherden zogen heim,
Gesenkten Haupts und bösen Blicks vorbei
An schwarzen Tempelmassen. Rauch stieg auf
Vom nahen Schilfzelt lagerfroher Hirten
Und durch die Nacht glomm Herdglut und Gesang.
Am samtnen Himmel aber, abendwärts,
Stand tief des Jahres Wunder: der Komet,
Lotrechten Schweifes überm Weltmeer. Jetzt

Noch diesen Augen vorgerückt, ein Ding,
So furchtbar, groß und wirklicher Gestalt,
Als dieser Stern, auf dem wir Mensch sind. Jetzt
In Ewigkeit nichts mehr: Gedächtnislos
Ins Unausdenkliche vergangen, wie
Aus Unausdenklichem heran gefahren,
Ein nennbar Ding nur diesen Augenblick.
Und doch im Weltenbaum der Zeit ein Strich,
Ein goldner Nerv, des Glaubens ewigem Puls
Benachbart und verschlungen auch, vielleicht:
Was stammelt noch das Wort? Durchzückt miteins
Stand ich. Denn mir wie Heimat war die Nacht
Und das Gewölbe, voll von Sternen, und
Das Rauschen ferner Brandung: Alles dies,
Was schön ist, glaubenswert und unfaßbar.

Friedrich Alfred Schmid Noerr.

EREIGNISSE UND BEGEGNUNGEN

3. MIT EINEM MONISTEN

ICH lernte vor kurzem einen Monisten kennen.

Ich merkte auf den ersten Blick, daß er ein vortrefflicher Mensch war. Das Vortrefflichsein scheint übrigens durch den Monismus wesentlich erleichtert zu werden. Wir andern haben nur Erschwerungen zu bieten.

»Sie sind Mystiker«, sagte der Monist und sah mich mehr verzichtend als strafend an. So stelle ich mir einen Apoll vor, der es verschmäht, den Marsyas zu schinden. Er unterließ sogar das Fragezeichen. Aber seine Stimme war leutselig. Ja, er brachte es zustande, sublim und vortrefflich zugleich zu sein.

»Nein, Rationalist«, sagte ich.

Er geriet aus der schönen Haltung. »Wie . . . ich meinte . . .«, äußerte er.

»Ja,« bekräftigte ich, »das ist die einzige meiner Weltansichten, der ich es erlaubt habe, sich zum Ismus zu verbreitern. Ich bin dafür, daß die Ratio alles aufnehme, alles bewältige, alles verarbeite. Nichts kann ihr widerstehen. Wie dürfte so ein lumpiges »Ding« wagen, sich gegen ihren Anspruch zu empören? Sie kriegt sie alle unter. Und nichts kann sich vor ihr verbergen. Wo fände es ein Mauseloch, in das ihre Kategorien nicht hinabreichten? Sie klaubt sie alle, alle auf. Ich finde das herrlich. Nur keine halbe Arbeit, nur keine Neunzehntelarbeit! Nur nichts übersehen, nur nichts verschonen, nur nichts bestehen lassen! Sie hat nur dann etwas getan, wenn sie es vollständig getan hat. Sie macht sich an die Welt heran und macht sie zurecht. Welch ein Meisterstück! Die rationalisierte Welt! Die Welt ohne Lücke und ohne Widerspruch! Die Welt als Syllogismus!«

»Nein, aber...«, wandte er ein.

»Ganz recht«, konzedierte ich, »Sie würden es anders formulieren, etwa: die Welt als die vollständige Induktionsreihe. Bitte, es kommt mir nicht darauf an, ich bin auf jeden Fall einverstanden. Wenn nur ganze Arbeit gemacht wird! Da gibt es freilich welche, die die Grenzen verwischen. Die mag ich nicht. Aber für Sie bin ich eingenommen. Sie sind mir nur noch, trotz allem, nicht vollständig genug. Wenn Sie vollständig wären, würde ich Hurrah schreien. Aber Sie lassen noch immer irgendwo verschämte Teleologien ein. Das sollte nicht sein. Wenn der Menschenwille restlos bestimmt ist, so ist es ganz gleichgültig, daß er dieses Bestimmtsein nicht überblickt, die Zukunft als von sich abhängig vorstellt und meint nicht Durchgang sondern Ursprung zu sein: in den Augen Ihres Ideals, des Betrachters der vollständigen Induktionsreihe, wäre er unfrei und muß es daher auch für Sie sein«.

»Jedoch...«, rief er dazwischen.

»Gewiß,« erwiderte ich, »die Moral... Aber das kann meine Neigung für hemmungslosen Rationalismus nicht beeinflussen. Ich denke ihn mir als ein engmaschiges Netz, das alle Phänomene einfängt und dem keins wieder entschlüpfen kann. Gestehet nur der Seele keine Sonderstellung zu! »Führt« sie »zurück«, bis sie nicht weiter zurück kann! Drückt sie an die Wand! Duldet nichts, was sich euren einreihenden Befehlen entziehen möchte! Ruhet nicht, ehe die Welt vor euren prüfenden Blicken steht wie eine wohlgeordnete Registratur! Dann habt ihr bewiesen, daß der Geist der Herr ist und daß er nur die erstbeste seiner Töchter auszusenden braucht und sie bindet die Welt und den Vater dazu. So muß es immer von neuem geschehen, von Geschlecht zu Geschlecht. Bis er wieder den Finger hebt und alle Fesseln zerfallen und die Welt sich dehnt und die Zettel eurer Zettelkästen wild umherfliegen im spielenden Sturm.«

»So also...«, konstatierte er ärgerlich.

»Ja«, bestätigte ich und leugnete nichts. »Sie haben mich durchschaut. Wir brauchen auch gar nicht zu warten. Was im Menschenreich von einer Zeit zur andern geschehen muß, geschieht allzeit von Augenblick zu Augenblick im Menschen. Wenn der Kreis gezogen

ist, der reinliche Kreis der Weltbegreifbarkeit, und wenn alles eingebannt und alles Denken als Energieform und aller Wille als Kausalitätsform entlarvt ist, dann schwingt Selbst, die heimliche Lerche, sich aus dem Kreise auf und tiriliert. Ihr hattet das Ich zerlegt und aufgeteilt, da schwebt es unberührt über euren Künsten, das unantastbare. Ihr mögt meine Seele als ein lockeres Aggregat von Empfindungen enthüllen: da rührt sie sich und fühlt emporgereckt den Glanz der Nacht oder ingrimmig die Not eines Kindes, und ist Kristall, und wenn sie schläft, fliegen all eure Formeln und Berechnungen wie Motten um ihren feurigen Traum. Ihr mögt die Elemente aufzeigen, aus denen ich bestehe, die Wandlungen, die an mir geschehen, die Gesetze, die mich zwingen: wenn ich ganze einmalige Gestalt mich zum Tun hebe und mich entscheide, bin ich Element, ich Wandlung, ich Gesetz, und die Blitze der Schöpfung zucken in meinen beginnenden Händen. Welcher Stoffe Verbindung, welcher Tiere Nachkomme, welcher Funktionen Knecht ich bin, das ist mir ersprießlich zu hören — und ist mir nichtig, wenn ich Unendliches zu denken, Unendliches zu schauen wage und ihm verwoben mich als Unendlichen erfahre. Daß es eine Zeit gab, da der Mensch nicht auf der Erde war, die Kunde nehme ich willig auf — und kenne ihre Sprache nicht mehr, wenn mir in der Flamme des erlebten Augenblicks die Ewigkeit entgegenschlägt, daß einst die Erde erkalten und der Mensch verschwinden wird, lasse ich mir gern erzählen — und habe es vergessen und vernichtet, wenn meine Tat hinaus ins uferlose Werden brandet. Das ist das glorreiche Paradox unseres Daseins, daß alle Begreifbarkeit der Welt nur ein Schemel ihrer Unbegreifbarkeit ist. Aber diese Unbegreifbarkeit hat eine neue, eine wundersame Erkenntnis zu spenden, die ist wie die Adams, der sein Weib Chawa erkannte. Was die kundigste und kunstreichste Verknüpfung von Begriffen versagt, das gewährt das demütige und getreue Erschauen, Erfassen, Erkennen irgend eines Dinges. Die Welt ist nicht begreifbar, aber sie ist umschlingbar: durch die Umschlingung eines ihrer Wesen. Jedes Ding und Wesen hat zwiefache Beschaffenheit: die passive, aufnehmbare, bearbeitbare, zerlegbare, vergleichbare, verknüpfbare, rationalisierbare, und die andre, die aktive, unaufnehmbare, unbearbeitbare, unzerlegbare, un-

vergleichbare, unverknüpfbare, unrationalisierbare. Diese ist das Gegenübertretende, das Gestalthafte, das Schenkende in den Dingen. Wer ein Ding wahrhaft erlebte, daß dessen Selbst ihm entgegensprang und ihn umfing, hat darin die Welt erkannt.«

»Sie sind also doch ein Mystiker«, sagte der Monist, als ich innehielt, und er lächelte. Weil er zu Wort gekommen war? Weil er Recht behielt? Oder weil es einen Monisten lächern muß, wenn so ein Kerl sich nach weitläufiger Verstellung endlich doch als heilloser Reaktionär entpuppt? Oder überhaupt...? Laßt uns nicht nach Motiven forschen und uns jedes Menschenlächelns, sofern es nicht geradezu boshaft ist, freuen.

»Nein,« antwortete ich und sah ihn freundlich an, »da ich doch der Ratio einen Anspruch zubillige, den ihr der Mystiker verwehren muß. Und überdies fehlt es mir an Verneinung. Ich kann nur Zustände verneinen, aber nicht das winzigste Ding. Der Mystiker kriegt es wahrhaft oder scheinbar fertig, die ganze Welt, oder was er so nennt, alles, was ihm seine Sinne an Gegenwart und Gedächtnis darreichen, auszurotten und hinwegzuschaffen, um mit neuen, entleibten Sinnen oder einer ganz übersinnigen Kraft zu seinem Gott vorzudringen. Mich aber geht eben diese Welt, diese schmerzensreiche und köstliche Fülle all dessen, was ich sehe, höre, taste, ungeheuer an. Ich vermag von ihrer Wirklichkeit nichts hinwegzuwünschen, nein, nur noch steigern möchte ich diese Wirklichkeit. Denn was ist sie doch? Die Berührung zwischen dem unsäglichen Kreisen der Dinge und den erlebenden Kräften meiner Sinne, die mehr und anderes sind als Ätherschwingung und Nervenstrom und Empfinden und Verknüpfen von Empfindungen, — die leibhafter Geist sind. Und die Wirklichkeit der erlebten Welt ist um so mächtiger, je mächtiger ich sie erlebe, —, sie verwirkliche. Wirklichkeit ist keine feststehende Verfassung sondern eine steigerungsfähige Größe. Ihr Grad ist funktionell abhängig von der Intensität unseres Erlebens. Es gibt eine gemeine Wirklichkeit, die hinreicht, damit die Dinge verglichen und klassifiziert werden. Aber ein Andres ist die große Wirklichkeit. Und wie könnte ich sie meiner Welt geben, als indem ich das Gesehene mit aller Kraft meines Lebens sehe, das Gehörte mit aller Kraft meines Lebens höre, das Getastete mit aller Kraft

meines Lebens taste? Als indem ich mich über das erlebte Ding neige mit Inbrunst und Gewalt und die Schale der Passivität mit meinem Feuer schmelze, bis mir das Gegenübertretende, das Gestalthafte, das Schenkende des Dinges entgegenspringt und mich umfängt, daß ich darin die Welt erkenne? Wirkliche Welt — das ist offenbare, erkannte Welt. Und die Welt kann nicht anderswo erkannt werden als in den Dingen und nicht anders als mit dem tätigen Sinnengeist des Liebenden.«

»Ja, dann . . .«, behauptete der Monist.

»Nein, nein,« protestierte ich, »Sie irren sich: da ist ganz und gar kein Einvernehmen mit Ihren Lehrsätzen. Denn der Liebende, das ist einer, der jedes Ding, das er erfaßt, beziehungslos erfaßt. Es fällt ihm nicht bei, das erlebte Ding in Relationen zu andern Dingen einzustellen, da ihm ja zu dieser Stunde kein andres lebt als dieses, dieses geliebte allein in der Welt, die Welt ausfüllend, es und die Welt einander ununterscheidbar deckend. Wo ihr mit flinken Fingern die Gemeinsamkeiten herausholt und in bereite Kategorien verteilt, schaut er traumgewaltigen und urwachen Herzens das Ungemeinsame. Und dieses ist die schenkende Gestalt, das Selbst des Dinges, das ihr in den reinlichen Kreis eurer Weltbegreifbarkeit nicht zu bannen vermögt. Was ihr aushebt und zusammenbringt, das ist ewig nur die Passivität der Dinge. Ihre Aktivität aber, ihre wirkende Wirklichkeit offenbart sich einzig dem Liebenden, der sie erkennt. Und so erkennt er die Welt. In den Zügen des Geliebten, dessen Selbst er verwirklicht, gewahrt er das rätselhafte Angesicht des Alls.

Echte Kunst ist eines Liebenden Kunst. Der solche Kunst treibt, dem erscheint, da er ein Ding der Welt erlebt, die heimliche Gestalt des Dinges, die keinem vor ihm erschien, und auch er sieht sie nicht, sondern er fühlt ihren Umriß mit seinen Gliedern und ein Herz schlägt an seinem Herzen. So lernt er die Herrlichkeit der Dinge, daß er sie sage und lobpreise und die Gestalt den Menschen offenbare.

Echte Wissenschaft ist eines Liebenden Wissenschaft. Der solche Wissenschaft treibt, dem tritt, da er ein Ding der Welt erlebt, das heimliche Leben des Dinges gegenüber, das keinem vor ihm gegenübertrat, und gibt sich ihm anheim, und er erfährt es, gefüllt von

Geschehen bis an den Rand seines Daseins. Sodann deutet er das Erfahrene in schlichten und fruchtbaren Begriffen und ehrt das Einsame und Unvergleichbare, das ihm widerfuhr, durch bedachtsame Redlichkeit.

Echte Philosophie ist eines Liebenden Philosophie. Der solche Philosophie treibt, dem öffnet sich, da er ein Ding der Welt erlebt, der heimliche Sinn, das Gesetz des Dinges, das sich keinem vor ihm öffnete, und nicht wie ein Gegenstand, sondern als täte sich ihm der eigene Sinn, der Sinn all der Zeit seines Lebens und all der Geschicke und seines leidvollen und erhabenen Denkens Sinn, erschütternd auf. Und er, der also Erschütterte, merkt auf die Weisung und ruft an: »O du Ding, ein Ding der Welt, du maßloses ausgespanntes Ding, so rede zu mir!« Und er vernimmt es und weiß: »So ist das Sein, so wird das Werden, in diesem Dinge wohnt der Sinn der Welt.« So nimmt er das Gesetz des Dinges, das er vernommen hat, mit botmäßiger und schöpferischer Seele an und setzt es als das Gesetz der Welt ein, und hat daran nicht vermessen getan, sondern würdig und getreu.

Alle echte Tat ist eines Liebenden Tat. Alle echte Tat kommt aus der Berührung mit einem geliebten Ding und mündet im All. Alle echte Tat gründet aus der erlebten Einheit Einheit in die Welt. Nicht eine Eigenschaft der Welt ist die Einheit, sondern ihre Aufgabe. Einheit aus der Welt zu bilden ist das unendliche Werk.

Und um dieses Monismus willen, lieber Monist . . .«

Er stand auf und reichte mir die Hand. Wir sahen einander an.

Laßt uns an den Menschen glauben!

Martin Buber.

AUFWACHEN

Kaltes leerblaues Licht glitzert durch Eis und Glas
In mein Auge, entträumt, welches nach fernem Schlaf
Aufgedeckt nun und zitternd
Wieder Leben sieht, und sein Sehn.

O mein grelles Gehirn, Wache und Krampf und Schuß,
Wie entließest du dich, ließest du dich hinweg,
Wurdest Kissen und Stille,
Und befreundet dem weichen Mond.

Und indessen du lagst, wirkte für dich mein Herz,
Schneller, aufatmender, füllender, ja wie voll
Wuchs ich Armer mit Träumen,
Mit Gebirgen erfüllter Lust.

Nicht mehr mußten Gesicht, Zunge und Hände tun,
Was erdachter Befehl, innerster Fremde Stoß
Und das Ziehen der Ziele
Tags aufdrängen vertieftem Blut. —

— Was nun wieder ans Bett glitzert durch Eis und Glas
... Sonne des Winters hält Fülle und Fließen an
Und die Blicke zum Weltmeer
Spitz versammelt ein Ruf ins Hirn.

Kurt Wolfenstein.

DER GOLEM

ROMAN

(Fortsetzung)

VI

NACHT

Willenlos hatte ich mich von Zwakh die Treppe hinunterführen lassen.

Ich spürte den Geruch des Nebels, der von der Straße ins Haus drang, immer deutlicher und deutlicher werden. Josua Prokop und Vrieslander waren einige Schritte vorausgegangen und man hörte, wie sie draußen vor dem Torweg mitsammen sprachen.

»Er muß rein in das Kanalgitter gefallen sein. Es ist doch zum Teufelholen.«

Wir traten hinaus auf die Gasse und ich sah, wie Prokop sich bückte und die Marionette suchte.

»Freut mich, daß du den dummen Kopf nicht finden kannst«, brummte Vrieslander. Er hatte sich an die Mauer gestellt und sein Gesicht leuchtete grell auf und erlosch wieder, — in kurzen Intervallen — wie er das Feuer eines Streichholzes zischend in seine kurze Pfeife sog.

Prokop machte eine heftig abwehrende Bewegung mit dem Arm und beugte sich noch tiefer herab. — Er kniete beinahe auf dem Pflaster.

»Still doch! — Hört ihr denn nichts?«

Wir traten an ihn heran. — Er deutete stumm auf das Kanalgitter und legte horchend die Hand ans Ohr. Eine Weile standen wir unbeweglich und lauschten in den Schacht hinab. —

Nichts.

»Was wars denn?« — flüsterte endlich der alte Marionettenspieler, doch sofort packte ihn Prokop heftig beim Handgelenk.

Einen Augenblick — kaum einen Herzschlag lang — hatte es mir geschienen, als schlüge da unten eine Hand gegen eine Eisenplatte — fast unhörbar. — Wie ich eine Sekunde später darüber nachdachte, war alles vorbei, nur in meiner Brust hallte es wie ein Erinnerungsecho weiter und löste sich langsam in ein unbestimmtes Gefühl des Grauens auf. —

Schritte, die die Gasse heraufkamen, verscheuchten den Eindruck.

»Gehen wir, — was stehen wir da herum!«, mahnte Vrieslander.

Wir schritten die Häuserreihe entlang. —

Prokop folgte nur widerwillig.

»Meinen Hals möcht ich wetten, da unten hat jemand geschrien in Todesangst.«

Niemand von uns antwortete ihm, aber ich fühlte, daß etwas wie leise dämmernde Angst uns die Zunge in Fesseln hielt.

Bald darauf standen wir vor einem rotverhängten Schenkenfenster.

»SALON LOISITSCHEK«.

»Heinte großes Konzehr«

stand auf einem Pappendeckel geschrieben, dessen Rand mit verblichenen Photographien von Frauenzimmern bedeckt war.

Ehe noch Zwakh die Hand auf die Klinke legen konnte, öffnete sich die Eingangstür nach innen und ein vierschrötiger Kerl mit gewichstem schwarzem Haar, ohne Kragen — eine grünseidene Kravatte um den bloßen Hals geschlungen und die Frackweste mit einem Klumpen aus Schweinszähnen geschmückt — empfing uns mit Bücklingen.

»Jä, jä, das sin mir Gästäh. — — — Pane Schaffranek, rasch einen Tusch!« setzte er über die Schulter in das von Menschen überfüllte Lokal gewendet hastig seinem Willkommengruß hinzu.

Ein klimperndes Geräusch, wie wenn eine Ratte über Klaviersaiten liefe, war die Antwort.

»Jä, jä, das sin mir Gästäh, das sin mir Gästäh. Da schaut man«, murmelte der Vierschrötige immerwährend eifrig vor sich hin, während er uns aus den Mänteln half.

»Ja, ja, heinte ist der ganze verehrliche Hochadel des Landes bei mir versammelt«, beantwortete er triumphierend Vrieslanders er-

staunte Miene, als im Hintergrund auf einer Art Estrade, die durch Geländer und eine zweistufige Treppe vom vorderen Teil der Schenke getrennt war, ein paar vornehme junge Herren in Abendtoilette sichtbar wurden.

Schwaden beißenden Tabakrauches lagerten über den Tischen, hinter denen die langen Holzbänke an den Wänden vollbesetzt von zerlumpten Gestalten waren: Dirnen von den Schanzen, ungekämmt, schmutzig, barfuß, die festen Brüste kaum verhüllt von mißfarbigen Umhängetüchern, Zuhälter daneben mit blauen Militärmützen und Zigaretten hinter dem Ohr, — Viehhändler mit haarigen Fäusten und schwerfälligen Fingern, die bei jeder Bewegung eine stumme Sprache der Niedertracht redeten, vazierende Kellner mit frechen Augen und blatternarbige Kommis mit karrierten Hosen.

»Ich stell ich Ihnen spanische Plente umadum, damit Sie schön ungestört sein«, krächzte die feiste Stimme des Vierschrötigen und eine Rollwand, beklebt mit kleinen tanzenden Chinesen, schob sich langsam vor den Ecktisch, an den wir uns gesetzt hatten. —

Schnarrende Klänge einer Harfe machten das Stimmengewirr im Zimmer verlöschen.

Eine Sekunde eine rhythmische Pause.

Totenstille, als hielte alles den Atem an. — Mit erschreckender Deutlichkeit hörte man plötzlich wie die eisernen Gasstäbe fauchend die flachen herzförmigen Flammen aus ihren Mündern in die Luft bliesen — — — dann fiel die Musik über das Geräusch her und verschlang es.

Als wären sie soeben erst entstanden, tauchten da zwei seltsame Gestalten aus dem Tabakqualm vor meinem Blick empor.

Mit langem wallendem weißem Prophetenbart, ein schwarzseidenes Käppchen — wie es die alten jüdischen Familienväter tragen — auf dem Kahlkopf, die blinden Augen milchbläulich und gläsern — starr zur Decke gerichtet — saß dort ein Greis, bewegte lautlos die Lippen und fuhr mit dürren Fingern — wie mit Geierkrallen in die Saiten einer Harfe. — Neben ihm in speckglänzendem schwarzem Taffetkleid, Jettschmuck und Jettkreuz an Hals und Armen — ein Sinnbild erheuchelter Bürgermoral — ein schwammiges Weibsbild, die Ziehharmonika auf dem Schoß.

Ein wildes Gestolper von Klängen drängte sich aus den Instrumenten — dann sank die Melodie ermattet zur bloßen Begleitung herab.

Der Greis hatte ein paarmal in die Luft gebissen und riß den Mund weit auf, daß man die schwarzen Zahnstumpen sehen konnte. Langsam aus der Brust herauf rang sich ihm, von seltsamen hebräischen Röchellauten begleitet, ein wilder Baß:

»Roo — n — te, blau — we Stern — — —

»Rititit« — ‹schrillte das Weibsbild dazwischen und schnappte sofort die keifigen Lippen zusammen, als habe sie schon zuviel gesagt —›

»Roonte blaue Steern
Hörndlach ess i' ach geern«,
»Rititit«
»Rothboart, Grienboart
allerlaj Stern« — —
»Rititit, rititit.«

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Paare traten zum Tanze an.

»Es ist das Lied vom »chomezigen Borchu«, erklärte uns lächelnd der Marionettenspieler und schlug leise mit dem Zinnlöffel, der sonderbarerweise mit einer Kette am Tisch befestigt war, den Takt. »Vor wohl hundert Jahren oder mehr noch hatten zwei Bäckergesellen: Rotbart und Grünbart — am Abend des »Schabbes Hagodel« das Brot — Sterne und Hörnchen — vergiftet, um ein ausgiebiges Sterben in der Judenstadt hervorzurufen, aber der »Meschores« — der Gemeindediener — war infolge göttlicher Erleuchtung noch rechtzeitig daraufgekommen und konnte die beiden Verbrecher der Stadtpolizei überliefern. Zur Erinnerung an die wundersame Errettung aus Todesgefahr dichteten damals die »Lamdonim« und »Bocherlech« jenes seltsame Lied, das wir hier jetzt als Bordellquadrille hören.« —

»Rititit — Rititit«

»Rote blaue Steern — — — —« immer hohler und fanatischer erscholl das Gebell des Greises. —

Plötzlich wurde die Melodie konfuser und ging allmählich in den Rhythmus des böhmischen »Schlapak« — eines schleifenden Schiebetanzes über, bei dem die Paare die schwitzenden Wangen innig aneinander preßten.

»So recht. Bravo. Äh da! fang, hep, hep!« rief von der Estrade ein schlanker junger Kavalier im Frack — das Monokle im Auge — dem Harfenisten zu, griff in die Westentasche und warf ein Silberstück in der Richtung. Es erreichte sein Ziel nicht: Ich sah noch, wie es über das Tanzgewühl hinblitzte, da war es plötzlich verschwunden. Ein Strolch — sein Gesicht kam mir so bekannt vor — ich glaube, es muß derselbe gewesen sein, der neulich bei dem Regenguß neben Charousek gestanden — hatte seine Hand hinter dem Busentuch seiner Tänzerin, wo er sie bisher hartnäckig ruhen gehabt, hervorgezogen — ein Griff in die Luft mit affenhafter Geschwindigkeit, ohne auch nur einen Takt der Musik auszulassen — und die Münze war geschnappt. Nicht eine Muskel zuckte im Gesicht des Burschen auf, nur zwei, drei Paare in der Nähe grinsten leise.

»Wahrscheinlich einer vom »Bataillon«, nach der Geschicklichkeit zu schließen,« sagte Zwakh lachend.

»Meister Pernath hat sicherlich noch nie etwas vom »Bataillon« gehört,« fiel Vrieslander auffallend rasch ein und zwinkerte heimlich dem Marionettenspieler zu, daß ich es nicht sehen sollte. — Ich verstand gar wohl. — Es war wie vorhin, — oben auf meinem Zimmer. Sie hielten mich für krank. Wollten mich aufheitern. Und Zwakh sollte etwas erzählen. — Irgend etwas.

Wie mich der gute Alte so mitleidig ansah, stieg es mir heiß vom Herzen in die Augen. — Wenn er wüßte, wie weh mir sein Mitleid tat! —

Ich überhörte die ersten Worte, mit denen der Marionettenspieler seine Worte einleitete, — ich weiß nur, mir war, als verblute ich langsam. Mir wurde immer kälter und starrer. Wie vorhin, als ich als hölzernes Gesicht auf Vrieslanders Schoß gelegen hatte. — Dann war ich plötzlich mitten drin in der Erzählung, die mich fremdartig umhüllte, — einhüllte, wie ein lebloses Stück aus einem Lesebuch.

Zwakh begann:

»Die Erzählung vom Rechtsgelehrten Dr. Hulbert und seinem Bataillon.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — no, was soll ich Ihnen sagen: Das Gesicht hatte er voller Warzen und krumme Beine wie ein Dachshund. — Schon als

Jüngling kannte er nichts als Studium. Trockenes entnervendes Studium. Von dem, was er sich durch Stundengeben mühsam erwarb, mußte er noch seine kranke Mutter erhalten. — Wie grüne Wiesen aussehen und Hecken und Hügel voll Blumen und Wälder, erfuhr er, glaube ich, nur aus Büchern. Und wie wenig von Sonnenschein in Prags schwarze Gassen fällt, wissen Sie ja selbst.

Sein Doktorat hatte er mit Auszeichnung gemacht, das war eigentlich selbstverständlich. —

Nun, und mit der Zeit wurde er ein berühmter Rechtsgelehrter. So berühmt, daß alle Leute — Richter und alte Advokaten — zu ihm fragen kamen, wenn sie irgend etwas nicht wußten. — Dabei lebte er ärmlich wie ein Bettler in einer Dachkammer, deren Fenster hinaus auf den Teinhof schaute.

So vergingen Jahre um Jahre und Dr. Hulberts Ruf als Leuchte seiner Wissenschaft wurde allmählich Sprichwort im ganzen Lande. — Daß ein Mann, wie er, weichen Herzensempfindungen zugänglich sein könnte, zumal sein Haar schon anfing weiß zu werden und sich niemand erinnerte, ihn je von etwas anderem als von Jurisprudenz sprechen gehört zu haben, hätte wohl keiner geglaubt. Doch gerade in solchen verschlossenen Herzen glüht die Sehnsucht am heißesten.

An dem Tage, als Dr. Hulbert das Ziel erreichte, das ihm wohl schon als Höchstes seit seiner Studentenzeit vorgeschwebt hatte: — als nämlich Seine Majestät der Kaiser von Wien aus ihn zum Rektor magnificus an unserer Universität ernannte, — da ging es von Mund zu Mund, er habe sich mit einem jungen, bildschönen Fräulein, aus zwar armer aber adliger Familie, verlobt.

Und wirklich schien von da an das Glück bei Dr. Hulbert eingezogen zu sein. Wenn auch seine Ehe kinderlos blieb, so trug er doch seine junge Gattin auf Händen, und jeden Wunsch zu erfüllen, den er ihr nur irgend von den Augen abzulesen vermochte, war seine höchste Freude.

In seinem Glück vergaß er jedoch keineswegs, wie es wohl so manch anderer getan hätte, seiner leidenden Mitmenschen. »Mir hat Gott meine Sehnsucht gestillt,« soll er einmal gesagt haben, — »er hat mir ein Traumgesicht zur Wahrheit werden lassen, das wie ein Glanz vor mir hergegangen ist seit Kindheit an — er hat mir das

lieblichste Wesen zu eigen gegeben, das die Erde trägt. Und so will ich, daß ein Schimmer von diesem Glück, soweit es in meiner kleinen Macht steht, auch auf andere fällt.« — — — — — — — — — —

Und so kam es, daß er sich bei Gelegenheit eines armen Studenten annahm wie seines eignen Sohnes. Vermutlich in der Erwägung, wie wohl ihm selbst ein solch gutes Werk getan hätte, wäre es ihm am eigenen Leib und Leben in den Tagen seiner kummervollen Jugendzeit passiert. Wie aber nun auf Erden manche Tat, die dem Menschen gut und edel scheint, Folgen nach sich zieht gleich der einer fluchwürdigen, weil wir Menschen wohl doch nicht richtig unterscheiden können zwischen dem, was giftigen Samen in sich trägt und was heilsamen, so begab es sich auch hier, daß aus Dr. Hulberts mitleidsvollem Werk das bitterste Leid für ihn selbst entsproßte.

Die junge Frau entbrannte gar bald in heimlicher Liebe zu dem Studenten und ein erbarmungsloses Schicksal wollte, daß sie der Rektor gerade in dem Augenblicke, als er unerwartet nach Hause kam, um sie zum Zeichen seiner Liebe mit einem Strauß Rosen als Geburtstagspräsent zu überraschen, in den Armen dessen antraf, auf den er Wohltat über Wohltat gehäuft hatte.

Man sagt, daß die blaue Muttergottesblume für immer ihre Farbe verlieren kann, wenn der fahle schweflige Schein eines Blitzes, der ein Hagelwetter verkündet, plötzlich auf sie fällt; gewiß ist, daß die Seele des alten Mannes für immer erblindete an dem Tage, wo sein Glück in Scherben ging. Am selben Abend noch saß er, der bis dahin nicht gewußt, was Unmäßigkeit ist, hier beim »Loisitschek« — fast bewußtlos vom Fusel — bis zum Morgengrauen. Und der »Loisitschek« wurde seine Heimstätte für den Rest seines zerstörten Lebens. Im Sommer schlief er irgendwo auf dem Schutt eines Neubaus, im Winter hier auf den hölzernen Bänken. —

Den Titel eines Professors und Doktors beider Rechte hatte man ihm stillschweigend belassen.

Niemand hatte das Herz dazu, gegen ihn, den einst berühmten Gelehrten, den Vorwurf zu erheben, daß man Ärgernis nähme an seinem Wandel.

Allmählich sammelte sich um ihn, was an lichtscheuem Gesindel in der Judenstadt sein Wesen trieb, und so kam es zur Gründung

jener seltsamen Gemeinschaft, die man noch heutigen Tags »das Bataillon« nennt.

Dr. Hulberts umfassende Gesetzeskenntnis wurde das Bollwerk für alle die, denen die Polizei zu scharf auf die Finger sah. War irgend ein entlassener Sträfling daran zu verhungern, schickte ihn Dr. Hulbert splitternackt hinaus auf den Altstädter Ring — und das Amt auf der sogenannten »Fischbanka« sah sich genötigt, einen Anzug beizustellen. Sollte eine unterstandslose Dirne aus der Stadt gewiesen werden, so heiratete sie schnell einen Strolch, der bezirkszuständig war, und wurde dadurch ansässig.

Hundert solcher Auswege wußte Dr. Hulbert und seinem Rate gegenüber stand die Polizei machtlos da. — Was diese Ausgestoßenen der menschlichen Gesellschaft »verdienten«, übergaben sie getreulich auf Heller und Kreuzer der gemeinsamen Kassa, aus der der nötige Lebensunterhalt bestritten wurde. — Niemals ließ sich auch nur eines die geringste Unehrlichkeit zu schulden kommen. — Mag sein, daß angesichts dieser eisernen Disziplin der Name »das Bataillon« entstand.

Pünktlich am ersten Dezember, wo sich der Tag des Unglücks jährte, das den alten Mann betroffen hatte, fand jedesmal nachts beim »Loisitschek« eine seltsame Feier statt. Kopf an Kopf gedrängt standen sie hier: Bettler, Vagabunden, Zuhälter und Dirnen, Trunkenbolde und Lumpensammler, und eine lautlose Stille herrschte wie beim Gottesdienst. — Und dann erzählte ihnen Dr. Hulbert dort von der Ecke aus, wo jetzt die beiden Musikanten sitzen — gerade unter dem Krönungsbilde Seiner Majestät des Kaisers —, seine Lebensgeschichte: — wie er sich emporgerungen, den Doktortitel erworben und später Rektor magnificus geworden war. Wenn er zu der Stelle kam, wo er mit dem Busch Rosen in der Hand ins Zimmer seiner jungen Frau trat — zur Feier ihres Geburtstages und zugleich zum Gedächtnis jener Stunde, da er dereinst um sie anhalten gekommen und sie seine liebe Braut geworden war, — da versagte ihm jedesmal die Stimme und weinend sank er am Tisch zusammen. — Dann geschah es wohl zuweilen, daß irgend ein liederliches Frauenzimmer ihm verschämt und heimlich, damit es keiner sehen sollte, eine halbwelke Blume auf die Hand legte.

Von den Zuhörern rührte sich dann noch lange Zeit keiner. Zum Weinen sind diese Menschen zu hart, — aber an ihren Kleidern blickten sie herunter und drehten unsicher die Finger.

Eines Morgens fand man Dr. Hulbert tot auf einer Bank unten an der Moldau. — Er wird, denke ich, erfroren sein.

Sein Leichenbegängnis sehe ich noch heute vor mir. — Das »Bataillon« hatte sich fast zerfleischt, um alles so prunkvoll wie möglich zu gestalten.

Voran ging der Pedell der Universität in vollem Ornat: in den Händen das purpurne Kissenpolster mit der güldenen Kette darauf und hinter dem Leichenwagen in unabsehbarer Reihe — — das »Bataillon« barfuß, schmutzstarrend, zerlumpt und zerfetzt. — Einer von ihnen hatte sein Letztes verkauft und ging daher: Leib, Beine und Arme mit Lagen aus altem Zeitungspapier umwickelt und umbunden.

So erwiesen sie ihm die letzte Ehre.

Auf seinem Grabe, draußen im Friedhof, steht ein weißer Stein, darein sind drei Figuren gemeißelt: Der Heiland gekreuzigt zwischen zwei Räubern. Von unbekannter Hand gestiftet. — Man munkelt, Dr. Hulberts Frau soll das Denkmal errichtet haben. — — —

Im Testament des toten Rechtsgelehrten aber war ein Legat vorgesehen, danach bekommt jeder vom »Bataillon« mittags »beim Loisitschek« umsonst eine Suppe, zu diesem Zwecke hängen hier am Tisch die Löffel an den Ketten, und die ausgehöhlten Mulden in der Tischplatte sind die Teller. Um 12 Uhr kommt die Kellnerin und spritzt mit einer großen blechernen Spritze die Brühe hinein und wenn sich einer nicht ausweisen kann als »vom Bataillon«, so zieht sie die Suppe mit der Spritze wieder zurück.

Von diesem Tisch aus machte die Gepflogenheit als Witz die Runde durch die ganze Welt.«

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Eindruck eines Tumultes im Lokal weckte mich aus meiner Lethargie. Die letzten Sätze, die Zwakh gesprochen, wehten über mein Bewußtsein hinweg. Ich sah noch, wie er seine Hände bewegte, um das Vor- und Zurückschieben eines Spritzenkolbens klar zu machen, dann jagten die Bilder, die sich rings um uns herum ab-

rollten, so rasch und automatenhaft und dennoch mit so gespenstischer Deutlichkeit an meinem Auge vorüber, daß ich in Momenten ganz mich selbst vergaß und mir wie ein Rad vorkam in einem lebendigen Uhrwerk.

Das Zimmer war ein einziges Menschengewühl geworden. Oben auf der Estrade: Dutzende Herren in schwarzen Fräcken. Weiße Manschetten, blitzende Ringe. Eine Dragoneruniform mit Rittmeisterschnüren. Im Hintergrund ein Damenhut mit lachsfarbigen Straußenfedern.

Durch die Stäbe des Geländers stierte das verzerrte Gesicht Loisas hinauf. Ich sah: er konnte sich kaum aufrecht halten. Auch Jaromir war da und schaute unverwandt hinauf, mit dem Rücken dicht ganz dicht an der Seitenwand, als presse ihn eine unsichtbare Hand dagegen.

Die Gestalten hielten plötzlich im Tanzen inne: der Wirt mußte ihnen etwas zugerufen haben, was sie erschreckt hatte. Die Musik spielte noch, aber leise, sie traute sich nicht mehr recht. Sie zitterte, man fühlte es deutlich. Und doch lag der Ausdruck hämischer wilder Freude in dem Gesicht des Wirtes.

In der Eingangstür steht mit einemmal der Polizeikommissär in Uniform. Er hat die Arme ausgebreitet, um niemand hinauszulassen. Hinter ihm ein Kriminalschutzmann.

»Wird also doch hier getanzt? Trotz Verbotes? — Ich sperre die Spelunke. Sie kommen mit, Wirt! Und was hier ist, marsch auf die Wachstube!«

Es klingt wie Kommandos.

Der Vierschrötige gibt keine Antwort, aber das hämische Grinsen bleibt in seinen Zügen.

Bloß starrer ist es geworden.

Die Harmonika hat sich verschluckt und pfeift nur noch.

Auch die Harfe zieht den Schwanz ein.

Die Gesichter sind plötzlich alle im Profil zu sehen: sie glotzen erwartungsvoll hinauf auf die Estrade.

Eine vornehme schwarze Gestalt kommt gelassen die paar Stufen herab und geht langsam auf den Kommissär zu.

Die Augen des Kriminalschutzmannes hängen gebannt an den herankommenden schwarzen Lackschuhen.

Der Kavalier ist einen Schritt vor dem Polizeibeamten stehen geblieben und läßt den Blick gelangweilt ihm von Kopf bis zu den Füßen und wieder zurückschweifen.

Die andern jungen Adligen oben auf der Estrade haben sich über das Geländer gebeugt und verbeißen das Lachen hinter ihren grauseidnen Taschentüchern.

Der Dragonerrittmeister klemmt ein Goldstück ins Auge und spuckt einem Mädchen, das unter ihm lehnt, seinen Zigarettenstummel ins Haar.

Der Polizeikommissär hat sich verfärbt und starrt in der Verlegenheit immerwährend auf die Perle in der Hemdbrust des Aristokraten.

Er kann den gleichgültigen glanzlosen Blick dieses bartlosen unbeweglichen Gesichtes mit der Hackennase nicht ertragen.

Es bringt ihn aus der Ruhe. Schmettert ihn nieder.

Die Totenstille im Lokal wird immer quälender.

»So sehen die Ritterstatuen aus, die mit gefalteten Händen auf den Steinsärgen liegen in den gotischen Kirchen« — flüstert der Maler Vrieslander mit einem Blick auf den Kavalier.

Da bricht der Aristokrat endlich das Schweigen: »Äh — Hm.« — — — er kopiert die Stimme des Wirtes: »Jä, jä, das sin mir Gästäh — da schaut man.« Ein schallendes Gejohle explodiert im Lokal, daß die Gläser klirren, die Strolche halten sich den Bauch vor Lachen. Eine Flasche fliegt an die Wand und zerschellt. Der viereckschrötige Wirt meckert uns erläuternd und ehrfurchtsvoll zu: »Seine Durchlaucht Exzellenz Fürst Ferri Athenstädt.«

Der Kavalier hat dem Beamten eine Visitkarte hingehalten. Der Ärmste nimmt sie, salutiert wiederholt und schlägt die Hacken zusammen.

Es wird von neuem still, die Menge lauscht atemlos, was weiter geschehen wird.

Der Kavalier spricht wieder:

»Die Damen und Herren, die Sie hier versammelt sehen, — äh — sind meine lieben Gäste« — Seine Durchlaucht deutet mit einer nachlässigen Armbewegung auf das Gesindel, »wünschen Sie, Herr Kommissär, — äh — vielleicht vorgestellt zu werden?«

Der Kommissär verneint mit erzwungenem Lächeln, stottert etwas

von — — — »leidiger Pflichterfüllung« und rafft sich schließlich zu den Worten auf: »Ich sehe ja, daß es hier anständig zugeht.«

Das bringt Leben in den Dragonerrittmeister: er eilt in den Hintergrund auf den Damenhut mit der Straußenfeder zu und zerrt im nächsten Augenblick unter dem Jubel der jungen Adligen — — — Rosina am Arm herunter in den Saal.

Sie schwankt vor Trunkenheit und hält die Augen geschlossen. Der große kostbare Hut sitzt ihr schief und sie hat nichts an als lange rosa Strümpfe und — einen Herrenfrack auf dem bloßen Körper. — — —

Ein Zeichen: Die Musik fällt ein wie rasend — — — — — »Rititit — Rititit« — — — — — — — — — — — — — — und schwemmt den gurgelnden Schrei fort, den der taubstumme Jaromir an der Wand drüben ausgestoßen hat. — — — — — — —

Wir wollen gehen.

Zwakh ruft nach der Kellnerin.

Der allgemeine Lärm verschlingt seine Worte.

Die Szenen vor mir werden phantastisch wie ein Opiumrausch.

Der Rittmeister hält die halbnackte Rosina im Arm und dreht sich langsam mit ihr im Takt.

Die Menge hat respektvoll Platz gemacht.

Dann murmelt es von den Bänken: »Der Loisitschek, der Loisitschek«, die Hälse werden lang und zu dem tanzenden Paar gesellt sich ein zweites noch seltsameres. Ein weiblich aussehender Bursche in rosa Trikots, mit langem blondem Haar bis zu den Schultern, Lippen und Wangen geschminkt wie eine Dirne und die Augen niedergeschlagen in koketter Verwirrung, — hängt schmachtend an der Brust des Fürsten Athenstädt.

Ein süßlicher Walzer quillt aus der Harfe.

Wilder Ekel vor dem Leben schnürt mir die Kehle zusammen.

Mein Blick sucht voll Angst die Türe: der Kommissär steht dort abgewendet, um nichts zu sehen, und flüstert hastig mit dem Kriminalschutzmann, der etwas einsteckt. — Es klirrt wie Handschellen.

Die beiden spähen herüber auf den blatternarbigen Loisa, der einen Augenblick sich zu verstecken sucht und dann gelähmt — das Gesicht kalkweiß und verzerrt vor Entsetzen — stehen bleibt.

Ein Bild zuckt in der Erinnerung vor mir auf und erlischt sofort: Das Bild, wie »Prokop lauscht, — wie ich es vor einer Stunde gesehen — über das Kanalgitter gebeugt — und ein Todesschrei gellt aus der Erde empor.«

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich will rufen und kann nicht. Kalte Finger greifen mir in den Mund und biegen mir die Zunge nach unten gegen die Vorderzähne, daß es wie ein Klumpen meinen Gaumen erfüllt und ich kein Wort hervorbringen kann. —

Ich kann die Finger nicht sehen, — weiß, daß sie unsichtbar sind — und doch empfinde ich sie wie etwas körperliches.

Und klar steht es in meinem Bewußtsein: sie gehören zu der gespenstischen Hand, die mir in meinem Zimmer in der Hahnpaßgasse das Buch »Ibbur« gegeben hat.

»Wasser, Wasser!« schreit Zwakh neben mir. Sie halten mir den Kopf und leuchten mir mit einer Kerze in die Pupillen.

»In seine Wohnung schaffen, Arzt holen — der Archivar Hillel kennt sich aus in solchen Dingen — — zu ihm bringen!« — beraten sie murmelnd.

Dann liege ich starr wie eine Leiche auf einer Bahre und Prokop und Vrieslander tragen mich hinaus.

Gustav Meyrink.

(Fortsetzung folgt.)

FESTSTELLUNGEN

Egmont Seyerlen. Die Schmerzliche Scham. Die Geschichte eines Knaben um 1900. Berlin, S. Fischer. Soziabel sein heißt auch nachgiebig sein. Man ist es manchmal sogar dort, wo man es um keinen Preis sein sollte: in den Künsten. Lobt Dinge, die halbgelungen sind, aus einer schlamperten Höflichkeit heraus oder aus Scham darüber, daß im Grunde alles, was da geschrieben wird, so gar elend und ein bißchen weniger Elendes schon eine kleine Freude ist. Der immer lebhafte Wunsch, daß etwas über alles Maß vortrefflich sei — was in den Künsten allein zählt — betrügt sich oft, tut, als fände er sich erfüllt, um — weiter die Hoffnung zu nähren. Der Roman ist das Schmerzenskind der deutschen Literatur. Der Deutsche faßt sein Weltbild lieber in die lyrischen und musikalischen Formen, isoliert wie er sich, nicht aus Tugend, sondern aus Not, gern gefällt und individuell, wie er sich gerne hat. Er ist gerne bei sich allein, sein Zugehörigkeitsgefühl zu den Menschen ist nur theoretisch, praktisch stuft er sich, verhält sich, verabstandet sich, wird sozial, bestenfalls soziabel, menschlich nie. So fällt auch der deutsche Romandichter, wenn er nicht fremde Muster kopiert, gern ins Vage, füttert die Landschaft mit seinen Gefühlen auf, stopft seine Menschen mit seinen Psychologien voll, die immer ihre Herkunft vom Autor betonen, redet zu seinem Text zu viel und meist ohne Weltkenntnis, ohne Weltbild, was zu haben man vom Romandichter schließlich verlangen muß, denn er hat es nicht mit sich, sondern mit der Welt zu tun. Gut räsonnieren konnte von den neueren nur der verstorbene Knoop, wenn er es auch ein wenig trocken tat, ließ man es sich doch gefallen, denn ringsum gab es des Gefühligen allzuviel und mediokren Geistes auch. Dann gab es die vortrefflich gefaßte Familiengeschichte der Buddenbrooks, deren leitmotivische Hebungen nur besorgt machten für das von diesem Verfasser Kommende: daß es ihm in seinen Büchern immer an so einer „dichterischen" Extratour belieben möchte, an so einer lyrischen falschtönenden Begleitstimme, die den Stoff des Romanes adeln soll? Oder wie? Es ist nicht einzusehn, warum der Romandichter sich noch eine Extralegitimation als Dichter damit geben muß, daß er mit der Linken eine kleine Harfe im Diskant zupft. Er ist dann eben nicht bei seiner Sache, nicht in ihr, nicht von ihr durchdrungen: er vergißt sich nicht und hat keine Ehrfurcht. Geschlinge, das nur eine künstliche und nicht Leben gebende Luft aufblies, waren H. Mann's Romane von der Herzogin, bis in der Kleinen Stadt sein Wesen den Boden fand, worauf fest stehen. Hier glückte das Artificum vollkommen, die schillernde Bewegtheit des musivisch zusammengesetzten Bildes ließ gern übersehn, daß keiner dieser Menschen seine eigene Kontur,

sein eigenes Bewegungsgesetz hatte. Darum heißt es auch die kleine ⟨pointellierte⟩ Stadt. Der Verfasser des Wilfeber wird sein Buch wohl selbst nicht als einen Roman wollen; hier wird mit deutschen Zuständen abgerechnet von einem starken zornigen und begeisterten Menschen, was wichtiger und wertvoller ist, als das formal Romanhafte, das entlehnt und ein Vorwand ist, an den Leser leichter mit den Dingen zu kommen, die ihm zu sagen sind. Dann noch Hauptmanns Quint: ein Werk, das der Dichter schon als junger Mensch in sich trug ⟨„der Apostel"⟩ und das so zu einer Stärke auswuchs wie keines sonst. — Unter den hier genannten Büchern ⟨andere sind nicht zu nennen⟩ steht eines abseits und darüber: Musils Verwirrungen, die eine neue Welt in die Welt stellen und nicht die alten Kunstbestände variieren. Ein schlankes Buch ohne eine überflüssige Zeile, zusammengehämmert auf die größte Dichtigkeit, auf einer Höhe der Intellektualität, die bis dahin von keinem deutschen Romane erreicht oder auch nur erstrebt wurde. — Solche Betrachtung dem Roman von Seyerlen vorausschicken, heißt ihn bedeutungsvoll finden, und er ist es nach den beiden Seiten hin, nach der schlimmen und der guten. Als ein Ganzes nicht etwa mißlungen, sondern irrtümlich von Haus aus, enthält er einige Male zehn bis zwanzig Seiten ersten Ranges. Als Ganzes arbeitet er den Restbestand des Entwicklungsromanes auf, der vor Jahren einmal in der Fassung Hesses bürgerlich entzückte, Lebensgeschichte, in der alles viel zu eitel und auf den Helden bezogen, vom Helden aus gewertet wird, Parteilichkeit des Zwanzigjährigen. Tausend Details werden mit längst faliter Psychologie ins Breite gezogen, weil sie sich — von der psychologistischen Einstellung aus — auf kein anderes Niveau bringen lassen. Hier also Abweg, Verirrung, Irrtum, Jungdeutschestes. Aber dann: die Episode des Kinderfräuleins, die andere der Schauspielerin, die Schwester des Gutsherrn, das Pferderennen: das ist gar nicht mehr autorliche, sondern dichterische Darstellung, ist gar nicht mehr intellektuelles Nachgebären, sondern köstliche Frucht mit schöner Kraft aus dem Leibe gestoßen. Seyerlen ist 24 Jahre alt, seiner Jugend sei verziehen ⟨wenn auch heute nicht mehr erlaubt⟩ daß er glaubte, die psychologischen Sandsäcke schleppen zu müssen: sei dies und anderes verziehen, um der großen Seiten seines Buches willen. Er wird wissen, was das Leben lebenswert macht, und nicht mehr Kraft und langweiligen Fleiß daran vergeuden, das Zeug alles hinzuschreiben, was das Leben nicht begehrenswert macht. Die Kunst ist kein Spiegel des — wie man so sagt — Lebens, sondern, wenn schon einer, des L e b e n s. Die psychologischen Proben darauf, daß zwei mal zwei vier ist: das ist ein Besitzgut des Familienblattromanes. In dem Leben, das wir meinen, ist zwei mal zwei immer fünf. F. B.

Jean Pauls Persönlichkeit; zeitgenössische Berichte, gesammelt und herausgegeben von Eduard Behrend. Mit 15 Bildbeigaben. München, G. Müller. — Eine große Liebe zu diesem Dichter der Himmel und der Abstürze wird es schmerzlich empfinden, daß die heutigen Deutschen ihn nicht lesen und wird das zu ändern versuchen. Der Inselverlag tat das auf dem ehrlichen Wege einer Neuausgabe: Der Schulmeisterreise aus dem Quintus. Aber zu dem für den heutigen Geschmack eingerichteten und bearbeitenden Titan, welche Schändung einer übernahm, der sich einen Dichter selber nennt, hätte der Verlag nicht zustimmen sollen. Wer den Titan nicht

liest, hat sich das selbst zuzuschreiben, nicht dem Buche. Die schönste Erinnerung an den Dichter ist dieses Buch von Behrend, das Gedrucktes und Ungedrucktes über seine Persönlichkeit aus zeitgenössischen Quellen in vortrefflicher Zusammenstellung enthält. „Ich bin nicht der Mühe wert gegen das was ich gemacht habe", meinte Jean Paul ebenso bescheiden wie stolz, und man muß seiner Bescheidenheit recht geben. Trotzdem werden alle die wenigen, die das, was er gemacht hat, noch lesen, sich gerne über den Menschen unterrichten lassen, der so außerordentlich sympathisch etwas wie ein sublimer Philister ist im Vordergrunde seiner Existenz. F.

Ernst Stadler. Der Aufbruch. Verlag der Weissen Bücher, Leipzig. — Aus dem eigenen Ich und aus dem Gefühl der anderen zu sprechen: dazwischen scheint dem Dichter die Wahl gestellt, — daß er sie aber nicht trifft, macht ihn zum Dichter: er allein kennt das Feld zwischen beiden. Dennoch verrät er sich oft durch Nachbarschaft. Auf die stammelnde Ich-Lyrik setzte George den Trumpf eines Gegensatzes. Unsere Lyrik ist zwischen den Extremen hin- und hergeschleudert worden, die uns mehr über ihre äußersten Möglichkeiten belehrt haben als in der Kenntnis ihrer innern Fähigkeiten bestärkt. Nicht so diese Gedichte. Stadler gab bereits Übersetzungen von Jammes heraus (bei Kurt Wolff): der seltene Fall einer dem Original weit überlegenen Schöpfung, denn das billige Franziskanertum Jammes' hat bei Stadler echte Töne bekommen. Diese Übersetzung stammt wohl aus der Zeit der letzten Gedichte des »Aufbruchs«, die für sich hätten erscheinen sollen, unabhängig von den früheren, deren Gehalt noch oft erzwungen scheint, wenn auch die Form schon sicher sich gibt. Die neueren Gedichte aber haben nichts vom Experiment, jenen willkürlichen Schwerpunktsetzungen, in denen eine artistische Überfähigkeit sich heute ausbreitet. Diese Gedichte stammen aus der geläuterten Atmosphäre eines Lebens, das selbst in seinen tiefsten Abhängigkeiten eingedrungen ist und sich in sie ergab; es sind keine religiösen Gedichte, aber sie sind fromm, sie sind keine diskutablen Gedichte, aber sie sind vollkommen einnehmend, es sind nicht einmal gedruckte Gedichte, sondern die Gedichte einer Stimme, sind nicht einmal gedichtete Gedichte, sondern notwendige Zufälle aus einem getragenen Leben. Es besteht die Manier, nach Erfüllungen solcher Art Erwartungen auszusprechen, aber hier wäre das falscher noch als sonst; es hieße das ein Leben voraussagen, in dem alles was wir Zielen untertan kennen nur Begleitung ist. R. G.

Charles Louis Philippe, Gesammelte Werke. Sechs Bände. Herausgegeben von Wilhelm Südel. Egon Fleischel & Cie., Berlin. — Dem zu früh verstorbenen Dichter, den das heutige französische Schrifttum als einen seiner Besten hält, wirbt diese Ausgabe, der leider der Blanchard fehlt, eine Gemeinde, die ihm aus unsern besten Lesern zu wünschen ist, jenen etwa, die Max Brods Tschechisches Dienstmädchen oder Sternheims Busekow lieben, zwei Arbeiten, die wir wegen ihrer in Deutschland so ungewohnten Beschränkung und Vereinfachung, die aus sich selber zur höchsten Steigerung des Auszudrückenden führen, so sehr schätzen. Mit den genannten deutschen Namen soll Verwandtschaft zu Phillippe nur insoweit angezeigt werden als hier wie dort eine strenge Sauberkeit waltet, Sachlichkeit und Hingabe ohne diese gewisse Nachhilfe, wie sie sich unbemittelte Autoren aus dem

nie erschöpfbaren Schatzhaus ihrer sogenannten Psychologien leisten. Bei Philippe ist ein Gefühl zur Menschheit waltend, das man früher einmal bei ihm mit Weinerlichkeit verwechselt hat, bis man darauf kam, wie innerlich fest dieses Gefühl ist und wie gar nicht falscher, künstlerischer Notbehelf dazu, Dinge aufzublasen, denen mit Kunstverstand kein Atem gegeben werden kann, weil der Autor diesen Verstand nicht hat. Die Übertragung der Bücher durch W. S. ist gut lesbar. B.

Die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon. Übersetzt von H. Floerke. Zwei Bände. Mit Illustrationen. München, G. Müller. — Der Hof Ludwig des Vierzehnten. Nach den Denkwürdigkeiten von Saint-Simon. Herausgegeben und eingeleitet von W. Weigand. Illustriert. Leipzig. Inselverlag. — Daß aus den berühmten Aufzeichnungen des grausam-hart sehenden und richtenden Herzogs gleich zwei Ausgaben vor den deutschen Leser gestellt werden, möge ihn in der Wahl nicht schwankend machen: er kann beide lesen, denn beide haben ihre besonderen Meriten, wenn auch unserem Geschmacke die Ausgabe des Inselverlags mehr zusagt. Sie ordnet ihre Auswahl um den König als zentrale Figur, die sie ja auch für Saint-Simon war und noch über den Tod des Königs hinaus blieb: das giebt der Auswahl eine gute Lesbarkeit, ähnlich der einer Biographie. Die Ausgabe Müllers folgt den Memoiren wählend nach gutem Geschmack aus den dreißig Bänden der französischen Ausgabe, bringt das Abgerundete einzelner Porträts und das Pointierte einzelner Geschehnisse. Die Inselausgabe enthält in 168 Seiten Einleitung von Weigand eine sehr schöne Studie über Zeit und Verfasser der Memoiren, welche von Sainte-Beuves bekanntem Aufsatz, den Müllers Ausgabe als Einführung bringt, nicht ersetzt werden kann. In dieser Bilder nach Stichen aus der Zeit, in Weigands Ausgabe meist Bilder nach Originalporträts aus Gallerien, ganz vortrefflich von Emil Schaeffer ausgesucht und beschrieben. G. M.

La Poésie Française du Moyen-Age. Recueil de Textes. Par C. Oulmont. Paris, Mercure de France. — Die Philologie ist eine deutsche Erfindung; sie hat ihre Unarten ‹wie alles Deutsche›, aber auch ihre Vorzüge ‹wie nicht alles Deutsche›; wo man sie mit einem guten weltmännischen Verstande angenommen hat, wie in England, leistet sie meist vorzügliches; wo man sie, wie in Deutschland, oft um nichts als ihrer selbst willen betreibt, leistet sie oft so Abstruses wie den Apparat, der sämtliche ortographische Verschiedenheiten sämtlicher Ausgaben eines Autors notiert, der zwischen 1830 und 1870 geschrieben hat; wo man sie aber, wie in Frankreich, so gut wie gar nicht akzeptiert hat, gibt es nur zufällig eine gute Ausgabe eines alten Textes und auf den einen Zufall kommen zwei Dutzend miserable Bücher ohne Wert. Man denke etwa an Ausgaben der Pleiade oder Theophiles oder Villons, um von älteren Literaturwerken zu schweigen, die, wenn überhaupt, von Deutschen ediert werden, wie in den Stuttgarter Publikationen des L. V. Dieser Jammer ging dem kenntnisreichsten und urteilsichersten französischen Literarhistoriker A. van Bever zu Herzen. Von ihm stammt der Plan dieser Sammlungen älterer Literatur, die unter seiner Direktion veröffentlicht werden. Dieser erste Band reicht vom 11. bis zum 15. Jahrhundert; die Texte sind genau; die älteren Stücke werden

in Übersetzungen beigegeben, den neueren Noten zu einzelnen Worten, und die Auswahl ist vortrefflich, man bedauert, daß es nur 370 Seiten sind. Denn hier wurde im Dichterischen gewählt, unbestimmt vom landläufigen Urteil, das sich nach weiß Gott welchen pädagogischen Zielen bildete. Gäbe man bei uns irgendeinem Gymnasiallehrer die Aufgabe einer Anthologie mittelalterlicher Lyrik, man weiß von vornherein, er würde seinen ganzen Aufwand mit Walther betreiben und Nithart wahrscheinlich ganz unterschlagen: das Vordrängen Walthers hat das übliche Bild, das gefälschte unserer großen Lyrik zustande gebracht. Es täte uns das Buch not, das wie dieses französische unsere großen Dichter aufweist. Borchardts Aufgabe wäre das oder Burtes. B.

Hans Brandenburg, Der moderne Tanz. Mit Bildbeigaben. München, bei Georg Müller. — Bies großes Buch über die Historie des Tanzes, vieles Wissen mit Witz und Geist paraphrasiert, erfährt durch dieses Buch Brandenburgs etwas mehr als die nötigen Ergänzungen im Historischen, insofern es nicht nur die Geschichte des heutigen Tanzes enthält, sondern was wesentlicher ist, die Erscheinungen dieses heutigen Tanzes aus dem Ganzen dieser Zeit deutet, mit keiner andern Voreingenommenheit als dieser durchaus zu billigenden, daß der Verfasser im Tanz die Befreiung, die so nötige, aus dem nichts als Intellektuellen und Nutzhaften, das unsere Zeit so knechtet, sieht. Sehr zu loben ist an dem Buche, daß der Verfasser sich ganz frei hält von nahliegenden lyrischen Exaltationen und ähnlichen Beiläufigkeiten, wie sie immer gern für unklare Gedanken lückenbüßend einspringen. Er bleibt sachlich und versteht es, seinen Gedanken eine plastisch deutliche Form zu geben, läßt sie nie im Gefühligen nach dem Relativen verschwimmen. So kam etwas Definitives zustande, das seinen guten Platz beanspruchen darf. Das Sensualistische der Kunst des Tanzes wird nirgends zugunsten einer öden Körperpädagogik geleugnet, aber doch auch nicht zu eben so öder sinnlicher Genießerei heruntergebracht. Des Verfassers Ernst geht hier eher oft zu weit, so in der Ablehnung der Russen, deren Kunst sehr groß und viel mehr ist als verfallendes Ballettanzen. Und deren Kunst im einzelnen, der Pawlowa zum Beispiel, mehr ist als Spitzentanz. Wir geben unsrerseits gern alles von der Duncan her zu datierende Tanzen hin für die Russen, die alle diese Mimiken natürlich auch können. Dieser Einwand geht nur auf eines der zwölf Kapitel des Buches, das des Verfassers bisher beste Arbeit und den gebildeten Lesern sehr zu empfehlen ist. F. B.

K. F. Flögel, Geschichte des Kroteskkomischen. Nach der Ausgabe von 1788 neu bearbeitet und herausgegeben von Max Bauer. München. G. Müller. — An diesem Buche erlebte der alte Philosophieprofessor von Liegnitz wenig Freude: als es zum erstenmal gedruckt wurde, war er schon tot. Als es zum zweitenmale erschien, da war der Archivar Ebeling aus Dresden darüber gekommen und hatte es erneuert, und wie er meinte, verbessert, d. h. er führte es bis auf seine Zeit weiter, entrüstete sich über Nestroy und fügte eine begeisterte Geschichte jener größten deutschen Vereinsverblödung, die sich Schlaraffia nennt, hinzu und was derlei Komik mehr ist. Was den Nestroy anlangt, ist der neue Bearbeiter M. Bauer ja mit Hilfe des geänderten allgemeinen Urteils nicht mehr der Ansichten Ebelings,

aber in puncto Schlaraffia und Grüne Insel bedauert er, von diesen Gesellschaften nicht so wie er es wünschte informiert worden zu sein. Da auch diesem Bearbeiter des alten Buches sich die Begriffe weder des Komischen noch des Grotesken klar und deutlich gaben, und er danach sein Feld nicht abstecken konnte, verfiel auch er darauf, die Beispiele für menschliche Verblödung in eine Geschichte des Komischen zu beziehen. Wo gut vorgearbeitet ist, im Historischen und Literarhistorischen, wo die Urteile fixiert, die Werte definiert sind, da hält das Buch was es im Titel verspricht. Hier ist der alte Flögel wesentlich und gut ergänzt, auch illustrativ. Wo aber in neuen Zeiten neue Gebiete dargestellt werden sollen, da fehlt einmal der rechte Schlüssel, der sie erschließen soll — der gut determinierte Begriff des Komischen. Grotesken — und fehlt auch das was ihn zur Not ersetzen könnte: das instinktive Urteil, das sich auf den Geschmack stützt. Da gibt es nichts als journalistisches Gerede über Possenkomiker Berlins oder Wiens oder über diese und jene Varieténummer. Gewiß gehörte das in das Buch, aber anders als es hier geschehen ist. So hat der alte Flögel zum drittenmal keine reine Freude an seiner Arbeit erlebt, denn sie kam hier nur in die fleißigen Hände eines belesenen, aber kaum gelehrten und schon gar nicht tief oder originell denkenden Mannes. Der aber Bibliotheken geleert und das Buch damit gefüllt und was ehemals 170 Seiten stark war auf tausend gebracht hat, aus denen man sich über eine Unmenge Gegenständliches informieren kann. G. M.

Fritz Mauthner: Beiträge zu einer Kritik der Sprache. 3. Band. Zur Grammatik und Logik. 2. Auflage. Stuttgart, Cotta.

Mit zahlreichen kleinen Zusätzen und Verbesserungen erscheint hier der pikanteste Teil des bekannten gelahrten Werkes in zweiter Auflage. Eine Vorrede, an deren Schluß sich der Verfasser auf den Filzpantoffeln des Satzes »Mein guter Leser, lebe wohl« mit einem heiteren und nassem Auge empfiehlt, erzählt u. a., der Verfasser wolle seine Lehre »Hominismus« genannt wissen. Schon der »Pragmatist« F. C. Schiller, der sein Buch »Humanism« nannte, hatte dem alten Wort »Humanismus«, in dessen Kern die pathetische Anthropolatine schlecht gezähmter Christen lag, die ihres Herrn und ihrer Zähmungsmittel vergessen hatten, zusammen mit der alten Renaissance-Tendenz, die Antike gegen Christliches auszuspielen, einen Sinn erteilt, der das zweite Element ganz von sich abstieß, den Menschen vom homo sapiens der Alten ganz zum homo faber des modernen Industrialismus machte und auch das erste erheblich verringerte, indem es die »Nur«-Menschlichkeit all unserer Ideen, Begriffe, Erkenntnisse, behauptete und betonte. Mauthner findet aber selbst in F. C. Schillers fadem Pragmatismus noch zuviel »Menschenwürde« und sagt darum lieber »Hominismus«, wobei man offenbar noch etwas mehr an den Wald und die Affen denken soll. Mauthners Werk ist nicht nur als ein philosophisches, sondern als der Inbegriff der Philosophie selbst gemeint. »Philosophie ist die Grenze der Sprache selbst, der Grenzbegriff, der limes: ist Kritik der Sprache, der Menschensprache.« Als einen der Ableger des kantischen »Kritizismus« — und schon dadurch dem positiven Geiste der jungen Philosophie der Gegenwart zuwider — gibt es sich selbst, nur, daß Vernunft-Kritik hier gar noch zu Sprach-Kritik geworden ist. Aber das ganz

Sonderbare der Mauthnerschen Einstellung ist hierdurch noch nicht bezeichnet. Es gab immer schon extremen Nominalismus, der selbständige Bedeutungserlebnisse leugnet und jede Bedeutung, jeden Begriff auf einen mehr oder weniger willkürlichen Herrschaftsbereich von sprachlichen Reaktionen des Menschen gegen Einzelsensationen zurückführte. Aller Zerfall langherrschender Gedankenwelten ist seit dem Mittelalter historisch durch eine solche Richtung begleitet. Aber aller Nominalismus hatte bisher irgend einen positiven Endsinn. Bald galt es, durch ihn die Welt vor überwucherndem Begriffsgestrüpp für die sinnlichen Beobachtung zu retten, bald diente er dem Mystiker zur Verherrlichung seiner wortlosen Schau ⟨so jetzt bei Bergson⟩, bald — gerade umgekehrt — dem Zwecke, die schöpferische Kraft der Sprache und menschlicher »Satzung« zu zeigen ⟨z. B. Hobbes, H. Poincaré⟩. Bei Mauthner nichts von dem Allem! Hier ist überall purer Nihilismus, dem Sprache allmächtig ist und der sie zugleich verachtet, das letzte Wort — und ein »artikuliertes Lachen« über das große »Nichts«, das bei der Subtraktion Welt minus Sprache — gemäß dieser Lehre — übrig bleibt, die letzte Geste. Aber bei der Wahl zwischen den beiden Hypothesen, ob es erst die Sprache sei, die ein »Chaos von Empfindungen« zu einem Kosmos von Dingen gestaltet oder ob Herr Mauthner vermöge einer sonderbaren Verquerung seines Geistes — bedingt durch sein Milieu — die Welt zur jeweiligen Notierung einer Wortbörse macht, so daß ihm das Sonnenlicht durch einen ungeheuren Mückenschwarm von Worten verborgen wird, bevorzuge ich — die letztere. Die »Verquerung« besteht darin, daß Herr Mauthner nicht in Worten denken kann, ohne auch zugleich über sie zu denken. Aber man kann nicht zugleich über das Wort Tintenfaß und über das Tintenfaß denken! Das Wort »Tintenfaß« ist ein neuer Gegenstand. Will man an Beides zugleich denken, so denkt man — an keines von Beiden. So bleibt das Nichts! Sie irren, Herr Mauthner, wenn Sie meinen, die Logik zur Grammatik degradiert zu haben. Aber Sie trafen vielleicht bis zu einem gewissen Grade die faktische »Logik« von Berlin W., wo man über alles redet und von nichts was weiß. Dieses »Nichts« verwechselten sie mit dem — Universum. — Keine Kleinigkeit! —

Eine Menge feiner, netter Beobachtungen, wie sie ein so geistreicher Mann wie Herr Mauthner ⟨Geste: Voltaire en miniature⟩ erwarten läßt, eine ebenso große wie oberflächliche Gelehrsamkeit, bietet das Werk ohne Zweifel. Als Summe vortrefflich, als Ganzes — unmöglich. Einzelne Thesen hier zu kritisieren oder zu zeigen, wie grundlos Mauthner an allen neueren denkpsychologischen und sprachphilosophischen Arbeiten ⟨Husserls Idee einer »reinen Grammatik« und Reform der Logik, Martys Sprachphilosophie, Külpe, Bühler usw. usw.⟩ vorübergegangen ist, ist nicht dieses Orts. M. S.

Jakob Baron von Uexkull: Bausteine zu einer biologischen Weltanschauung. F. Bruckmann, München 1913.

Zu den zentralsten Problemen der Gegenwart gehört es, der Biologie ein philosophisches Fundament zu geben, in dem sie sich ihrer Einheit und Autonomie gegenüber der anorganischen Naturwissenschaft und gegen die Psychologie bewußt werde: Eine Aufgabe, die endgültig nur durch ein Zusammenarbeiten von Biologie

und Philosophie geleistet werden kann. Neben Roux, Driesch und Bergson ist niemand hierzu so innerlichst berufen und durch sein vielseitiges fachliches Wissen, vereinigt mit seinen eigenen Forschungen zur Entwickelungsmechanik so kompetent wie Baron von Uexkull. Wenn Roux neuerdings ⟨s. bes. sein Buch über Kausalbetrachtung und Verworns »Conditionismus«⟩ mit besonderer Schärfe das methodologische Problem förderte, Driesch ⟨s. Ordnungslehre⟩ seinen, noch allzu schematischen Vitalismus an die allgemeinsten Fragen der Erkenntnislehre in vielem glücklich anknüpft, Bergson umgekehrt die Frage, wie weit die mechanische Naturansicht und ihre Kategorien durch das Leben bereits bedingt seien, in den Vordergrund stellte, so weiß Uexkull durch seine hier gesammelten populären Aufsätze zwar auf einem Niveau geringerer begrifflicher Schärfe, aber mit wundervoller Klarheit und Anschaulichkeit die philosophischen Probleme der Biologie auch für den Laien zu entwickeln und sie mit konkreten Zeitfragen in lebendige Verbindung zu bringen. Die völlige Freiheit von Schultraditionen, die z. B. noch heute in Deutschland dem Problem der Entwickelungsgeschichte der Arten und seiner Darwinistischen »Lösung« ein dem faktischen Stande der Biologie nicht im entferntesten entsprechendes Gewicht verschaffen, wirkt besonders erfrischend. Daß sich die moderne auf Mendels Sätze gegründete exakte Erblichkeitslehre zu Darwinschen Stammtafeln etwa wie Chemie zur Alchymie verhalten, daß ein aufklärendes, entwickelungsmechanisches Experiment über das Wesen des Lebens mehr zu sagen weiß als alle möglichen Hypothesen über Artenumwandlung, ist immer noch nicht zum klaren Bewußtsein selbst vieler Fachleute gekommen. Bei Uexkull wird es — bis zur historischen Ungerechtigkeit gegen Darwin — aber auch diese rechtfertigt der ernste Wille zum Neuen — hart und kalt gesagt. Von den positiven Ergebnissen Uexkulls hebe ich — hier nur kursorisch — folgende als besonderer Beachtung würdige hervor: 1. Seinen vollberechtigten Kampf gegen die mechanistisch-materialistische »Nachtansicht«, die uns die gedanklich von der Physik konstruierte Welt bewegter Stoffteilchen als die »eigentliche« und »wahre« Wirklichkeit aufschwatzen will — als entferne jeder Schritt von der einförmigen Tastempfindlichkeit eines niedersten Tieres das Leben vom Universum, anstatt es ihm näher zu bringen. Freilich, genügend philosophisch fundiert ist dieser Kampf bei Uexkull nicht. Dazu wäre nötig, Ursprung und Grenze der mechanischen Reduktion der Qualitäten genau aufzuweisen. 2. Die hier mehr populäre, aber in ungemein anziehender Weise auseinandergesetzte Unterscheidung Uexkulls ⟨s. bes. sein früheres Werk »Innenwelt und Umwelt der Tiere⟩« der objektiv wirksamen »Umwelt« und der für die Tiere selbst gegebenen »Merkwelt«; welch letztere keineswegs mit den subjektiven, seelischen Empfindungen der Tiere zusammenfällt. Diese »Merkwelten« können ohne alle Art von fragwürdiger »Tierpsychologie« studiert werden. So etwa ist der Seestern, der Feind der Pilgermuschel, für diese ⟨durch ihre hundert Augen⟩ nur ein »Etwas von bestimmter Größe und Bewegung«; außerdem ein Etwas von bestimmtem Geruch, der sich jedoch von allen möglichen anderen chemischen Wirkungen für sie nicht unterscheidet. Uns ist der Seestern auch als Form, Farbeneinheit usw. gegeben, aber ohne Geruchsqualität. In der Zeichnung und Ausmalung dieser »Merkwelten«,

die dem Aktionssystem des Tieres genau entsprechen, bekundet Uexkull eine besondere künstlerische Begabung. Bei Anpassungsstudien ist stets diese »Merkwelt« des Tieres, vermöge deren sich das Tier nur Einiges aus der Fülle des Universums zu seiner Umwelt herausschneidet, nicht aber unsere menschliche Spezialumgebung zugrunde zu legen, — wie es Darwin und Spencer taten, die damit nur die menschliche Umgebung hypostasierten und fälschlich zur Welt an sich machten. Wie weitet sich durch diese Idee die Natur und wie wächst ihr innerer Reichtum! Wie entpuppt sich gerade die Naturansicht Darwins und Spencers, die so stark gegen »Anthropomorphismus« wetterten, als engster anthropomorphistischer Philisterstandpunkt! Auch hier ist noch nicht Alles philosophisch präzisiert. Aber die Richtung der Uexkullschen Betrachtungsart weist auf den rechten Weg. 3. Zu Beginn des wundervollen Aufsatzes über das Tropenaquarium, den jeder Aquariumsbesucher vorher lesen sollte, erzählt Uexkull eine kleine Geschichte von einem Waschbottich, deren Sinn — fast mehr noch, als Uexkull selbst weiß — den Streit zwischen Mechanistik und Vitalismus in der Biologie erleuchtet. Ein kleines hessisches Bauernmädel fragt: »Wo hat der Vater den Waschbottich her?« Er hat ihn — sagt das Brüderchen — von einem Baum im tiefen Wald heruntergeholt, da hing er an den Zweigen, wie in unserem Garten die Äpfel. — Dagegen erzählt ein kleines Berliner Dienstmädchen der Hausfrau, es habe heut gesehen, wie die Waschbottiche »jemacht« werden. Aber — frägt es hinzu — wie wird denn das Holz »jemacht«. Das — sagt die Frau — nimmt man von den Bäumen, die draußen im Tiergarten stehen. Aber — wo werden die Bäume denn »jemacht.« Die »werden nicht gemacht, die wachsen von selbst«. Ach was — so das Mädel — irgendwo werden sie schon »jemacht« werden. — Hier sind zwei Welten. In der einen erklärt man sich Gemachtes nach Analogie mit Gewordenem. In der anderen Welt hat der Geist die umgekehrte Tendenz. In der Welt, wo alles »entsteht« und »wächst« sind die Leute, die glauben, daß alles »jemacht« wird, lächerlich. Sie gelten als blind für »das Wesentliche und den großen, wunderbaren Zusammenhang des Gesamtwerdens«. In der anderen Welt sind Jene faule Träumer, die nicht arbeiten wollen und die keinen Sinn für »Fortschritt« haben. Mechanistik und Darwinismus sind Bilder vom Leben, die Leute »jemacht« haben, die in der Welt des »Machens« leben. Sie wenden Verstandeskategorien, die sich in der künstlichen Beherrschung der toten Welt, in Arbeit und Fabrikation gebildet haben, auf ein Etwas an, an dessen Eigenart diese zersplittern müssen: auf das Leben. Sie tragen auch in die lebendige Natur den »Fortschritt« hinein. Uexkull gehört nach Geistesart, Charakter, Herkunft usw. ganz der Welt an, wo alles entsteht und wächst. Das mag seine Objektivität oft ein wenig schädigen, aber es beleuchtet scharf und klar die nicht minder große »Subjektivität« der herrschenden mechanistischen Schulen, deren Vertreter sich nur »objektiv«dünken, weil sie in der Mehrzahl sind. M. S.

Möhler, Symbolik. Neue Ausgabe, Regensburg, Kösel. —

Der neue Abdruck von Möhlers »Symbolik« dürfte und sollte nicht nur den engeren theologisch interessierten Kreisen willkommen sein. Wenn irgend ein Werk, so vermag es diese tiefste, lebendigste und anschauungsgesättigste Ausein-

andersetzung der dogmatischen Unterschiede und Glaubensgegensätze der christlichen Kirchen, die wir von katholischer Seite aus besitzen, klar zu machen, daß die Dogmen ⟨auch die scheinbar welt- und lebensfernsten⟩ noch etwas anderes sind als Ergebnisse abstruser Spekulationen ⟨für die sie der Rationalismus ansieht⟩, als konventionelle Zeichen, in denen sich eine Gemeinschaft gleich wie in einer Fahne das Bewußtsein ihrer Einheit gibt ⟨als die sie seit Hume dem Nominalismus und der Soziologie gelten⟩ und als »Beschreibungen frommer Gefühle«, für die sie der Herrnhuter Schleiermacher ansah: Ausdruck und Sinnformierung der tiefsten inneren Lebensgegensätze der betreffenden Gruppen. Auch wer sie jenseits von wahr und falsch stehend hält, — wie der Ungläubige — sollte sie als die komprimiertesten Anschauungsbilder der geistigen Grundhaltungen schätzen, die sich in der Geschichte in der Mannigfaltigkeit des Lebensstoffes und verzweigt auf die Teile der Kulturtätigkeit, Wirtschaft, Recht, Kunst, Wissenschaft usw. jeweilig entladen. Möhlers Werk mag in Einzelheiten durch die historische und theologische Forschung überwunden sein. Die Großlinigkeit seiner Gesamtauffassung, die Wucht und die lebensvolle Schönheit seiner Darstellung erteilen ihm klassischen Charakter. Der persönliche und historische Standort des Autors zwischen der noch durch Goerres und die Seinen genährten romantischen Lebendigkeit der Anschauung und der größeren Klarheit, Präzision und Genauigkeit der modernen theologischen Wissenschaft, gibt dem Werke seine besondere Fruchtbarkeit und sein besonderes Gleichmaß zwischen Erlebnis und Begriff, die weder vorher noch nachher wieder zu erreichen waren. Der Höhepunkt des Werkes ist die Auseinandersetzung der Glaubensgegensätze der lutherischen und der katholischen Kirche und die Entwickelung der Idee der »Kirche« überhaupt. Wie die sola fideslehre und das neue, die Tradition und das lebendige Lehramt ausschaltende protestantische Schriftprinzip, wie die Einrechnung auch der Liebe in die »heillosen Werke«, die Idee innerer Solidarität der Menschheit in Sittlichkeit und Heilsgewißheit auflösten und dadurch die lebendige Wurzel der Kirchenidee abgruben, wie der innere Bruch zwischen Religion und Ethos, zwischen Christus als Erlöser und Heilsbringer und Christus als Lehrer und sittliches Vorbild, als das er z. B. auch in der katholischen Idee der »Nachfolge Christi« figuriert, zu dem neuen Dualismus von Gottesreich und Welt führten — das wird in den Mittelpunkt des Ganzen gestellt, und es wird gezeigt, wie Schritt für Schritt sich von diesem Quellpunkt aus das ganze viel verästelte System der Glaubensgegensätze entwickeln mußte und dabei die Reformatoren durch die Sachlogik ihrer Grundidee immer weiter und weiter getrieben wurden, als sie anfänglich selbst wollten. So besonders in der Sakramentenlehre. Die Haltung Möhlers gegen die heretischen Lehrer ist stets von einer schönen Largesse und Loyalität, die nur den besten Sinn der gegnerischen Aufstellung zugrunde legt, sie ist gegen die einzelnen von feiner Abstufung des Urteils und gegen Luthers Person atmet sie überall eine große menschliche und religiöse Sympathie, die indes die geradlinige Charakterhaftigkeit der eigenen religiös kirchlichen Stellung nie schmälert.

Möge die dankenswerte Neuauflage die religiöse Lage klären und solchen nützen, die nur mit historischen und psychologischen Interessen an das Werk herangehen. M. S.

F. Kluge, Zur Nachfolge Erich Schmidts. Freiburg, Troemer. — Als der Damenprofessor abtrat, begann der Damenfeindliche Herr Roethe »heiter sich bescheidender Resignation« nicht erst hinzugeben, denn er tat das seit dem Jahre 1887, wo er seine einzige literarische »Tat« vollbrachte, wenn Reinmar den Zweter herauszugeben überhaupt schon was ist. Sicher nicht mehr als was jeder Seminarist zustande bringt. Von dieser Leistung ruht sich dieser Mann seit 27 Jahren auf seinem Lehrstuhle aus, darin andern seines Berufes nicht unähnlich, seinem Schwager E. Schröder z. B., der 13 Jahre brauchte, um einen Textabdruck der Kaiserchronik zu liefern, oder Burdach, der vor lauter Titeländern überhaupt nie zum Arbeiten kommt aber dafür gut bezahlt wird. Es wäre kein Grund da, von dieser längst bekannten Affenschande unserer titel-, ämter- und würdenreichen Professoren im Fache der Literatur zu reden, wenn gegen sie nichts sonst vorläge, als daß sie weder was können noch was leisten. Neuerdings machten sie sich aber wichtig in Angelegenheit der Besetzung von Schmidts Lehrstuhl: sie treten allen in den Weg, die ein Verdienst haben, und suchen ihresgleichen auf den Stuhl zu bringen, um in der »heiter sich bescheidenden Resignation« ihres Nichtstuns und Nichtskönnens nicht gestört zu werden. In den Blättern liest man, es sei schwer, Schmidt einen Nachfolger zu finden; schwerer noch scheint es, einen zu finden, der noch unbedeutender ist als der Roethe. Daß wir zu mindest drei Dozenten in Deutschland haben, von denen jeder einer zehnmal mehr bedeutet als zwanzig Erich Schmidts, das weiß jeder Gebildete, kennt sie, schätzt sie, liebt sie. An Tüchtigkeit nicht zu übertreffen ist Petersen in Basel. Rudolf Unger in München danken wir das bedeutendste Werk literarhistorischer Art, das neben Gundelfingers, des dritten, ‚Shakespeare und der deutsche Geist' in den letzten so und so viel Jahren nach Heyms ‚Herder' erschienen ist: den ‚Hamann'. Unger, Gundelfinger, Petersen: man treffe die Wahl, wenn man wirklich nur von der Frage nach dem Bedeutendsten die Qual hat. Aus Kluges Broschüre erfahren wir, wenn wir es nicht schon wüßten, daß man mit guten Gründen unter den Unbedeutendsten wählt und daß man da, das Unbegreifliche ist Ereignis, keinen finden kann, der noch unbedeutender wäre als der Roethe, — jeder Vorgeschlagene überragt ihn um die Dicke zweier aufeinander gelegter Broschürchen immer noch Und das kann er »heiter sich bescheidend« nicht dulden. M.

Die Denkwürdigkeiten des Kardinals von Retz. Herausgegeben von B. Rüttenauer. Drei Bände. München bei Georg Müller. — »Les grands genies doivent peser leurs paroles; elles restent, et c'est une beauté irréparable« — dieses schöne Wort Chateaubriands fällt einem bei Saint-Simon ein, den sein Haß gegen den König und die Maintenon falsch machte, der ihn aber so prachtvoll zu schreiben verstand, daß die Schönheit des Bildes über seine Wahrheit täuscht bis auf unsere Zeit, deren Demokratismus ja mit Wohlgefallen den »asiatischen Despoten« und die »Königliche Mätresse« sieht. Retz hatte keine so großen Objekte. Verzehrte Saint-Simon ohnmächtiger Zorn, daß er immer nur in der Antichambre blieb, wo er sehen lernte, so verzehrten diesen Italiener vielfachere Feuer. Denn er war Catilina, Don Juan und Tartuffe, von einem Priesterrock zusammengehalten, und war so von seinem achtzehnten Jahre an ein Berechnender. In seinem Brevier lag als

Lesezeichen ein Dolch. Die Fronde, in der er eine Rolle spielte, war eine kleine Sache, von kleinen Leuten inszeniert, unter denen er der am wenigsten kleine war: daher, daß man ihn groß nannte. Das heißt, so nannten ihn unter seinen Zeitgenossen der Advokat Patru, die Kammerfrau de Motteville und Frau von Sevigné, der ja auch Pradon besser gefiel als Racine. Der Kardinal Paul de Gondi von Retz stammte aus der italienischen Gesellschaft von Astrologen, Spitzbuben, Giftmischern und Wucherern, welche die Katharina von Medici unter ihren Röcken nach Frankreich gebracht hatte. Retz, der Kardinal, ist der Extrakt dieser Gesellschaft; ein Schüler des Vincenz von Paula, war er Atheist bis in seine Sterbestunde; aber es gibt Predigten dieses teuflischen Mannes, die von einem Heiligen sein könnten. Den Kardinalshut, der ihn schweres Geld kostete, brauchte er zum Schutz vor einer Regierung, deren Gegner er war, um ihr Herr zu werden; und dann sah er den Hut auf Richelieus und auf Mazarins Haupte. In seinen Memoiren lügt er mit außerordentlichem Geschick, indem er die Wahrheit mit der Lüge und die Lüge mit der Wahrheit dosiert. Er verschweigt seine Dunkelheiten nicht, aber er arrangiert sie, sehr großer Schriftsteller, der er ist; er gibt sich so viel Licht, daß sich höchst einfach daraus die Schatten erklären sollen. Man hat den Eindruck, dieser Paul de Gondi ist der sehr komplizierte Mensch, der von sich sprechend und als ein Schriftsteller zum erstenmal in die Geschichte des menschlichen Geistes tritt. Er hat keine Vorläufer. — Der Herausgeber der vorliegenden Ausgabe benützte eine alte Übertragung, die er nach dem Original ergänzte; Einleitungen bringen alles Wissensnötige bei; manche der zahlreichen Bildbeigaben möchte man entbehren, so besonders Frauenbildnisse nach Stichen, die allzudeutlich Schablone sind und nicht die Spur eines Porträthaften haben. *F. B.*

MERCEDES-AUTOMOBILE

DAIMLER-MOTOREN-GESELLSCHAFT
STUTTGART-UNTERTÜRKHEIM

VERKAUFSSTELLEN UND VERTRETUNGEN AN
ALLEN HAUPTPLÄTZEN DES IN- U. AUSLANDES

DER PANTHER

KÄMPFT
FÜR DEN LIBERALEN UND
IMPERIALISTISCHEN
GEDANKEN

Herausgeber
AXEL RIPKE

DIE EINZIGE ZEITSCHRIFT

in der die Führer der nationalliberalen Partei ständige Mitarbeiter sind. Die einzige Zeitschrift, die darum jeder nationale und liberale Deutsche lesen muß.

BEZUGSBEDINGUNGEN

Einzelnes Heft . . . . . M —.50
Halbjährlich . . . . . M 5.—

Probenummern gratis durch
jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag

PANTHERVERLAG, BERLIN-HALENSEE

DER LOSE VOGEL

351 SEITEN IN QUART
MIT BEITRÄGEN VON:
ALAIN, H. BELOC, F. BLEI, M. BROD, S. BUTLER, E. v. GEBSATTEL, G. HECHT, A. KOLB, W. KRUG, R. MUSIL, P. SCHEFFER, H. SCHOTT, R. STADLER, A. SUARÈS, M. VOGELSTEIN, C. VRIESLANDER, R. WALSER, F. WERFEL

IN GANZLEINEN GEB. 12 MK.

KURT WOLFF VERLAG · LEIPZIG

Verlag der Weißen Bücher · Leipzig

RENÉ SCHICKELE

DIE LEIBWACHE

NEUE GEDICHTE

Geheftet M 3.– * Gebunden M 4.–

Weser Zeitung, Bremen: René Schickele's „Leibwache" stampft mit dem klingenden Wehr einer glänzend gemeisterten Rhythmik an uns vorüber; sehr sicher und von einem feinen Instinkt geleitet behandelt er den „vers libre", den freien ungezwungenen Vers, den nur der wirklich beherrschen kann, der berufen ist. Sein Elsässertum, das auf dem Asphalt von Paris gestärkt und vom Realismus Berlins nicht ertötet wurde, dokumentiert sich ohne Weichheit, seine lyrische Simbolisierungskunst als sinnverwirrende Übertreibung. Diese Gedichte werden dem Leser zum starken, tiefwirkenden Ergebnis.

ERNST STADLER

DER AUFBRUCH

GEDICHTE

Geheftet M 3.– * Gebunden M 4.–

Weser Zeitung, Bremen: Stadler ist gotisch, ohne in die mystischen Trauerzustände eines Rilke zu fallen, und ohne die vorsichtige baumeisterliche Art eines Stephan George zu kultivieren.

Straßburger Neue Zeitung: Da ist die kultivierte Sprache eines Menschen, dem Form und Ausdruck von unendlichem Gewicht sind. Manche der Bilder haben die herbe und scharfe Anschaulichkeit einer guten Radierung; sehr fein sind einige andere, die ein eingedämmertes Leben, dessen Sinn Beschaulichkeit ist, wiederspiegeln.

ALBRECHT SCHAEFFER

DIE MEERFAHRT

Vorzugsausgabe M 25.—

Geheftet M 4.50 Halbpergament M 6.—

BERLINER BÖRSENCOURIER: Ein junger Dichter von sehr starker Begabung hat sich in den Jahren seines Werdens so in das Stoffgebiet der Odyssee vertieft, daß sie ihm zum Symbol eines großangelegten Epos wurde. Er gab, verkleidet und verhüllt freilich in das Gewand des homerischen Heroenkreises, etwas Modernes, die tiefe Sehnsucht unserer Zeit nach Ewigem. Die Sehnsucht nach dem Meer, die Odysseus im Blute liegt, ist für Schaeffer das Symbol unserer allgemeinen menschlichen Sehnsucht.

NEUE RUNDSCHAU: Wenn noch gesagt wird, daß die Verse, die alles dieses darstellen, von höchster Schönheit ausgezeichnet sind, daß sie, voll von Bildern und Musik, mit großer Beweglichkeit im Rhythmus, Ausdruck und Reim, sich als kaum je erblindenden Spiegel einer wunderbaren Welt und einer nicht minder wunderbaren Phantasie bewähren; kann noch etwas den Worten einen stärkeren Nachdruck, eine tiefere Überzeugungskraft geben, die hier einen neuen Dichter proklamieren? Mit größtem Ernst, mit ganzer Strenge und Bewußtheit dieser Zuerkennung, wird hier der Name Albrecht Schaeffer als eine deutsche Hoffnung, als neuer Besitz deutscher Literatur ausgesprochen. Das Pathos dieser Lyrik — wie schön und frei ist es, wie hat es in seinen wechselnden Massen etwas von selbst Schilderndes, Bezauberndes.

KURT WOLFF VERLAG · LEIPZIG

Verlag der Weissen Bücher · Leipzig

RENÉ SCHICKELE

BENKAL DER FRAUENTRÖSTER

Ein Roman

Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

Zeitschrift für Bücherfreunde: Schickele ist durchaus zu jenen wenigen zu zählen, welche den Stil einer neuen zukünftigen Erzählungskunst schaffen, einen Stil, der jene traditionsbeladene, dichterisch-abgeklärte Epik ablösen oder zumindest ihr parallel laufen wird. Aus noch nicht zweihundert Seiten entfaltet sich das Geschick jenes aus Dumpfheit und Weltfernheit zum großen Frauentröster und Bildhauer Aufsteigenden, schwebend und triumphierend emporschallend aus dem Schicksale der Königsfamilie, den Revoltierenden, Kriegsführenden, Spießbürgerlichen und Tänzerinnen. Wenn dieser Roman auch nicht die Ausgeglichenheit und die befreiende Ruhe im Leser erzeugt wie die gepflegten Erzählungen jener anderen Epiker, so fühlt man doch in aller Unruhe und vielleicht anfänglichen Verdutztheit, daß das Buch »Benkal« kein Zufallsprodukt ist, sondern — noch einmal sei es gesagt — einer der Beginner einer notwendigen neuen Erzählungskunst.

Berliner Zeitung am Mittag: Dieses Buch ist erfüllt von den heutigsten und von den ewigsten Dingen, von Automobilen und Hymnen, von gutem Bürgerfrieden und irren Revolten, von Himmelsmilde und teuflischer Wirrnis. Erzählt wird in knappen Visionen, deren Figuren wie hinter einer mystischen grünen Glaswand agieren, Aufstieg, Gloriole und Absturz Benkals, des Mannes, der nach zu vielen Seiten hin empfänglich ist, und der zumal dem Wesen der Frau ein hellseherisches Verständnis entgegenbringt. Mit einer Kunst, die bald zärtlich und behutsam, bald wild und orgiastisch ist, und mit der Sensationslust des psychologischen Forschungsreisenden wird hier der Typus des »homme à femmes«, den die Frauen lieben, weil er sie versteht, bis in seine gefährlichsten Gründe vertieft. Dieses Buch dringt weiter vor in seelisches Neuland und berührt die letzten, heiligen Zusammenhänge der Natur.

DIE ARGONAUTEN

EINE MONATSSCHRIFT

HERAUSGEGEBEN

VON

ERNST BLASS

✲

INHALT DES ZWEITEN HEFTES:

Ernst Blass: Acht Gedichte

Friedrich Burschell: Über die Freundschaft (ein Brief und eine Aufzeichnung aus dem Tagebuch)

Ernst Blass: Die Versuchungen des Dichters

Leonhard Nelson: Die sogenannte neukantische Schule in der gegenwärtigen Philosophie

Ernst Bloch: Über die Musik im Kino

Diese Zeitschrift beabsichtigt nicht eine Stellungnahme zu den Fragen der politischen Gegenwart; sie will, jenseits von positiver Wirkung auf den Tag, der Welt musischer und philosophischer Betätigungen angehören.

Bezugsbedingungen:
Jährlich M 12.—, halbjährlich M 6.50
Einzelheft M 1.20

HEIDELBERG

VERLAG VON RICHARD WEISSBACH

MECHTILD LICHNOWSKY:

GÖTTER, KÖNIGE UND TIERE IN ÄGYPTEN

DRITTE AUFLAGE

Mit zahlreichen Illustrationen nach Zeichnungen der Verfasserin / Geh. M 6.50; Halbldrbd. M 8.50; Ganzldrbd. M 10.—

Berliner Tageblatt: Das Buch mag wohl schon einmal in diesen Blättern angezeigt worden sein, aber die Entschuldigung für die Wiederholung ist leicht. Wer kann daran zweifeln, daß es besser ist, von einem gutem Buch immer wieder zu sprechen, als über ein schlechtes auch nur ein Wort zu verlieren? Das Buch von Mechtild Lichnowsky aber ist gut, weil es ganz persönlich und dabei echt menschlich ist, weil es dem Leser Einblick in einen Schatz gibt, der sonst vor der Öffentlichkeit meistens verschlossen wird: in Herz und Geist einer natürlich empfindenden und dabei reich gebildeten Frau. Daß diese Frau zufällig die Gattin des Fürsten Lichnowsky ist, der die Interessen Deutschlands in London vertritt, mag für manchen einen pikanten Reiz bedeuten, mit dem Inhalt ihrer „sentimental journey" in Ägypten hat dieser Umstand nichts zu tun, und sie selbst verzichtet mit Bewußtsein auf den Sensationspfeffer des fürstlichen Attributs. Seiten voll gehobener dichterischer Empfindung und Sätze, die von feinster Einfühlung in ästhetische Probleme Zeugnis geben; Beobachtungen von Menschen und Dingen finden sich, wie sie kein literarischer Routinier geschickter zu formulieren vermöchte. Muss ich noch viel mehr sagen, um auszusprechen, dass dies Buch gerade den Männern reizvoll erscheinen wird? Dass es in unserer Zeit mikroskopischer Kritik gerade durch seine Schönheitsfehler noch reizvoller wirken muss? Wir messen und tüfteln an Kunst und Leben so viel herum, wir sind so übertrieben vorsichtig im Urteil und so blasiert im Empfinden, dass es uns fremd ins Ohr klingt, wenn einer frisch und unbekümmert heraussagt, wie ihm dies Leben gefällt und dass es ihm nun mal gerade so gefällt, wie es ist. Und schliesslich ist diese naive Weisheit doch die einzig weise: man muss sie nur ehrlich fühlen und ehrlich zu bekennen wagen. Die Dame Mechtild fühlt und bekennt. Sie begrenzt ihr Erleben auf dieser Reise durch Ägypten — und wohl auch auf der Reise durchs Dasein — mit den Tieren auf der einen Seite und den Göttern auf der anderen; und zwischen dem Tierischen und dem Göttlichen wandert ihr und jedes Menschentum rastlos suchend hin und her. Wenn einer auf solcher Wanderung unverzagt bleibt, ist er anderen ein guter Freund, gleichviel, ob er ein Fürst ist oder ein armer Teufel. Deshalb wird das Buch von Mechtild Lichnowsky Freundschaft finden, obwohl sie als Fürstin es mit dem Erfolg bei den Ernsthaften schwerer hat, wie andere.

KURT WOLFF VERLAG · LEIPZIG

Victoria zu Berlin

*Lebens-Versicherungsbestand: Über 2 Milliarden und 293 Millionen Mark * Gesamt-Vermögen über 948 Millionen Mark * Prämien- und Zinsen-Einnahme in 1912: 194 Millionen Mark * Für 1912 erhalten die Versicherten 36,064,060 Mark Überschuss als Dividende.*

Die Victoria betreibt:

1. Die Lebens-Versicherung

Die Versicherungs-Bedingungen sind bei keiner Gesellschaft günstiger. Die Versicherungen sind nach einem Jahre unanfechtbar und nach 3 Jahren unverfallbar. Sie gelten für die ganze Erde und auch ohne Sonderprämie für den Kriegsfall. Die Versicherten werden in der allerumfassendsten Weise am Geschäftsgewinn beteiligt.

2. Die Unfall-Versicherung

Mit und ohne Gewinnbeteiligung, mit und ohne Prämienrückgewähr. Bei den Versicherungen mit Prämienrückgewähr wird die gezahlte Prämie nach Ablauf einer bestimmten Reihe von Jahren oder bei früherem Tode voll zurückgezahlt, wenn auch vorher Unfall-Entschädigungen gezahlt wurden. Für Erwachsene und Kinder.

3. Die Lebenslängliche Eisenbahn- und Dampfschiff-Unglück-Versicherung

Die Versicherung gilt für alle Eisenbahnen und Straßenbahnen der Erde und für alle Personendampfer der europäischen Meere, Seen und Flüsse und zwar für die ganze Lebenszeit des Versicherten. Es ist nur eine Jahresprämie zu zahlen, die in Wochenbeiträgen entrichtet werden kann.

4. Die Volks-Versicherung

Sie ist Lebensversicherung gegen Wochenbeiträge. Die Aufnahme erfolgt ohne ärztliche Untersuchung. Die Victoria hat hierin das größte Geschäft. Sie versichert Erwachsene und Kinder.

5. Die Haftpflicht-Versicherung

für Automobile, Private und sämtliche Berufe

Die Tochtergesellschaft
„Victoria, Feuerversicherungs-Aktien-Gesellschaft" betreibt:

1. Die Feuer-Versicherung / 2. Die Versicherung gegen Mietverluste infolge von Brand, Blitzschlag oder Explosion.

3. Die Einbruchdiebstahl-Versicherung

Anfragen sind unter Bezugnahme auf dieses Blatt zu richten an das

Zweigbureau der Victoria, Berlin, Friedrichstrasse 200